

Denis CLARINVAL

DER ZUSAMMENBRUCH DER SPRACHE



EINLEITUNG ZU *DER ZUSAMMENBRUCH*

Es musste geschehen, dass die Sprache zerbricht, damit etwas erscheinen kann.

Nicht eine Wahrheit, die hinter den Worten verborgen wäre, auch nicht ein letzter Sinn, den das Gedicht enthüllen würde, sondern die Nacktheit dessen, was bleibt, wenn die Worte selbst zusammenbrechen, unfähig, die Last zu tragen, die sie zu tragen vorgaben.

Seit jeher glaubten wir, es genüge, zu benennen, um zu bestehen. Die Dinge zu benennen hieß, sie schon in die Ordnung der Welt einzuschreiben; Gott zu benennen hieß, ihm Wohnsitz zu geben; den Menschen zu benennen hieß, ihn seiner Fragilität zu entreißen. Und doch hat die Sprache unter dieser Last unaufhörlich gezittert: sie reißt, sie zerfällt, sie lässt Brüche aufscheinen, in denen der Sinn nicht mehr trägt.

Nietzsche war einer der Ersten, der es mit einer Unwiderruflichkeit sagte: unsere Begriffe sind verbrauchte Metaphern, erstarrte Illusionen, die wir als Illusionen vergessen haben. Die Sprache eröffnet nicht zur Wahrheit, sie verhüllt sie mit einem Schleier von Konventionen, von Zeichen, die wir wie entwertete Münzen tauschen. Und was dann zusammenbricht, ist nicht nur eine Erkenntnistheorie, sondern das Gebäude selbst, in dem wir zu wohnen glaubten.

Trakl hat diesen Widerhall dichterisch am tiefsten erfahren: in seinen Gedichten legen sich die Worte in die Finsternis, sie rauschen von einem Sinn, der entgleitet, sie spuken in der Nacht wie glimmende Trümmer. Die Sprache wird zur dämmernden Vision, voll von Anklängen, aber stets am Rand des Ruins.

Heidegger versuchte, die Würde des Wortes zu retten, indem er es auf sein Wesen zurückführte: das Wort als Haus des Seins. Doch er entkam nicht der Nostalgie einer Fülle: das Haus ist zerklüftet, und der Mensch, zum Hüter der Sprache geworden, wacht eher über Ruinen als über ein Heiligtum. Bei ihm bleibt das Warten, als müsse noch etwas kommen. Doch das Warten verzehrt sich, und was uns bleibt, ist nicht warten, sondern wachen: nicht mehr ein Zurück erwarten, sondern den schwachen Funken behüten, der unter der Asche fortglimmt.

Hier tritt *Der Zusammenbruch* hervor.

Nicht als katastrophales Ereignis, das von außen käme, sondern als Werden der Sprache selbst: sie trägt ihren eigenen Ruin in sich. Je mehr sie sich entfaltet, desto mehr zerfällt sie; je

mehr sie baut, desto mehr nagt sie. Was hier bricht, ist kein äußeres Bauwerk, sondern der Boden selbst, auf dem wir unsere Stimmen setzen.

Man musste die Stationen durchschreiten:

- **Einigen Worten:** erstes Zögern, wo die Worte schon brüchige Fragmente sind.
- **Die Worte:** die sich wiederholen, vermehren, im eigenen Echo erstarren.
- **Von der Rede:** die noch einmal versucht, der Stimme Weite und Dauer zu verleihen, doch schon ist der Riss hörbar.
- Schließlich **Der Zusammenbruch**, wo nichts mehr trägt: die Strophen selbst werden zu Trümmern, Blöcken einer zerstörten Architektur.

Dieser Zyklus ist keine Klage: er ist eine Durchquerung. Der Zusammenbruch ist nicht das Nichts, sondern die Erfahrung des Nichts. Er ist nicht das Ende der Sprache, sondern die Erfahrung ihres Exzesses: die Sprache verzehrt sich daran, mehr sagen zu wollen, als sie kann. Und in dieser Verbrennung zeigt sich nicht ein letzter Sinn, sondern die fragile Möglichkeit eines anderen Verhältnisses: die leere Stelle, der Ort, wo nichts sich schließt, aber wo etwas geschehen kann.

Der Leser wird hier kein System finden, auch keinen kontinuierlichen Diskurs, sondern Strophen wie Bruchstücke des Einsturzes, noch warme Trümmer. Jedes Gedicht ist ein einstürzender Mauerteil, und im Staub, der aufsteigt, dringt ein Licht ein.

Dieser Text ist zu lesen wie man eine zerstörte Stadt durchquert: Stein für Stein, Schweigen für Schweigen.

Und doch hört man in den Rissen Stimmen: die Sprache, die sich auflöst, ist keine Auslöschung, sie ist schon der Ansatz einer Polyphonie.

Denn jenseits des Zusammenbruchs gibt es die Wache.

Und jenseits der Wache gibt es die Polyphonie der Risse, wo der Mensch nicht mehr Herr des Wortes ist, sondern eine Stimme unter anderen, die antwortet auf den Stein, den Baum, den Vogel, den Wind.

DIE WORTE

|

Die Worte sind arm, muss man es immer wieder sagen,
sie streifen die Dinge, ohne sie je zu erreichen,
und wenn sie manchmal das berühren, was man Wahrheit nennt,
so nur, weil man ihnen aufgab, das Unfassbare zu benennen.
Doch was sie bezeichnen, verflüchtigt sich sogleich,
wie ein zitternder Widerschein auf der Haut eines Baches.
Der Sinn hält nicht, er gleitet, er zieht sich zurück,
und das Wort erschöpft sich, noch ehe es berührt hat.

II

Man sagt, das Wort sei ein Zeichen, ein Merkmal, ein Pfeil,
doch es zeigt, ohne zu geben, es streift, ohne zu schenken,
seine Spitze ist ein Trug, der benennt, ohne zu öffnen,
eine Maske, gelegt auf das Antlitz des Schweigens.
Es birgt, was es verbirgt, und hält fest, was es vortäuscht,
ein Atem, gebannt in die Form, die zusammenbricht.
Unter dem Wort zieht sich etwas Größeres zurück,
ein namenloses Echo, lauernd in der Transparenz.

III

So sprach einst der, der das Sein zu denken versuchte,
und doch nur das Seiende nannte, das sich sehen lässt.
Man sagt: Dasein, um das Offene zu beschwören,
doch man spricht von einem Rückzug, nicht von einer Gegenwart.
Der Mensch ist dieser Schattenrand, den nichts entfaltet,
ein aufgehobenes Aufleuchten im Sturz einer Welt.
Und in diesem kleinen Raum sucht das Wort einen Halt,
doch es gleitet weiter über das, was sich entzieht.

IV

Spricht man „menschlich, allzu menschlich“, so bricht das Wort,
denn der Mensch steht schlecht im Raum der Welt,
ein Abgrund trennt ihn, den keine Sprache ergründet.

Es ist kein Nichts, sondern ein unnahbares Nahes,
eine so lebendige Gegenwart, dass kein Wort sich fügt.
Jeder Versuch fügt Distanz an die Schwelle,
als wäre Sprechen der Verlust dessen, was man sagen wollte,
und Benennen das Auslöschen in einem allzu menschlichen Hauch.

V

Seltsam ist es, dass das Nächste uns entgleitet,
als flöhe das Innigste im Sprechen davon.
Spricht man von der Seele, so nur, um sich nicht in ihr zu verlieren,
man skizziert das Innere aus Furcht, es zu durchqueren.
Was man nicht kennt, das benennt man, um es zu vergessen,
und die Worte, zu präzise, vermögen nicht zu schweigen.
Sie gehen darüber hinweg wie ein Wind über Steine,
und was tief brennt, bleibt ohne Gestalt.

VI

Von der Seele spricht man als Zustand, Stimmung, Spur,
als Widerschein eines Sturms oder einer leisen Sorge,
doch das Wort erreicht nicht, was in der Nacht wiegt,
es bleibt an der Oberfläche, am Rand des Beben.
Es beschreibt die Konturen, berührt nie das Feuer,
der Schlaf flieht, Gedanken lassen den Schatten erzittern.
Man sagt Freude, man sagt Leid, doch das ist nur ein Vorübergehen,
das Übrige bleibt, ohne Stimme, im Unausgesprochenen.

VII

Die Worte sind nutzlos, sie bleiben in der Kehle verknotet,
wie eine Klage, die nichts zu trösten vermag.
Sie teilen ein Denken, doch keinen Schmerz,
und das Übel, ausgesprochen, schließt sich sogleich.
Sie weisen von ferne auf das, was sie nicht benennen können,
ein leerer Atem, noch ehe er gewesen ist.

Jedes Wort streift, ohne je zu lösen,
wie ein Finger gelegt auf die Haut einer Abwesenheit.

VIII

Da wenden sich die Worte ab, sie ziehen Figuren,
Feuer, Flüsse, Wunden, Tränen und Schweigen,
sie kleiden sich in Bilder, um dem Herzen nahezukommen.
Doch sind es noch Symbole, oder nur alte Gewänder?
Man spricht, doch wer hört? Man wiederholt, doch wer lauscht?
Abgenutzte Worte fallen auf verschlossene Ohren,
es bleibt nur ihr Lärm, ihre Spur ohne Tragweite,
eine Schleppe von Lauten in einer Welt, die nicht mehr antwortet.

IX

Es sind keine Symbole, sondern versiegelte Flaschen,
ins Meer geworfen in der Hoffnung auf ein Ufer.
Von der Seele lässt sich nichts sagen, ohne zu verraten, zu mindern.
Das wahre Sagen schreibt sich zwischen die Zeilen,
am Rand der Schweigen, die die Tinte nicht berührt.
Im Weiß der Seite steht, was entgleitet,
und das Wort wird zur Grenze eines größeren Raumes,
zur Schwelle einer Welt, die es nicht fassen kann.

X

Es kommt der Augenblick, da selbst die Götter schweigen,
und der Mensch, allzu menschlich, seine Modelle formt.
Er bevölkert die Geschichte mit Schatten, die er göttlich nennt,
sanfte Antworten auf das, was die Vernunft nicht verlöscht.
Doch diese Gestalten sagen nichts als Beruhigung,
eine Maske, gelegt auf das Antlitz des Abgrunds.
Und das Wort, auch hier, füllt, statt zu öffnen,
es beruhigt, statt zur Glut zu führen.

XI

Da schreibt man weiter, unfähig, Schweigen zu lernen,
die Hand läuft über die Seite, fortgerissen von Worten,
doch das Denken hat sich hinter den Fluss zurückgezogen.
Was überströmt, ist nicht Sprache, sondern Fluss der Seele,
ein Quellbach ohne Ursprung, der Wüstenebenen durchquert,
Worte getragen von einer Kraft, die sie nicht erhellen,
und in diesem Treiben zeichnet sich etwas ab,
ein singuläres Aufleuchten am Rand des Sagbaren.

XII

Es ist ein Murmeln, zerbrechlich, verborgen unter dem Zuviel,
ein Zittern des Lichts in der Lichtung des Gedichts.
Der Mensch, dem eigenen Jetzt entzogen, öffnet sich dem Offenen,
und es ist kein Wort, sondern ein angesprochenes Schweigen.
Die Wahrheit spricht nicht mehr, sie naht im Rückzug,
und das Sein, auf Distanz gehalten, kehrt durch das Fehlende zurück.
In der Nähe der Götter, die wir nicht benennen können,
berühren wir das Heilige, ohne es je zu fassen.

EINIGE WORTE

1.

Ein verborgener Sinn steht da, unsagbar und nur angedeutet,
diese Worte, die man Zeichen nennt, sind aus Steinblöcken gemacht,
mühsam gemauert, ohne Garantie des Lichts,
und der Sinn, wenn er aufscheint, entspringt weniger ihnen als einem Schwung,
dargebracht dem weisen Leser, wie eine sich öffnende Hand.
Was man schreibt, kann sich von sich selbst abwenden
und verbergen, was sich offenbaren wollte,

die Worte stellen sich der suchenden Gedankenbewegung entgegen,
und die gelehrten Bücher bleiben vor ihnen stumm.

Das Schwarz ergießt sich, rinnt über die Weiße der Welt,
und sättigt die Seite mit unsicheren Figuren.

Jedes Wort ist die Grenze einer verlassenen Leere,
wo das Zeichen zurückweicht an die Schwelle des Un-denkbaren.
Man glaubt an die geschmiedeten Worte wie an aufgerichtete Steine,
im Gefüge einer Sprache, die uns Obdach verspricht,
doch ihre Kraft erschöpft sich im Willen, Sinn zu erzeugen,
und ihre Klarheit trübt sich, sobald man Halt sucht.

Denn die Worte bewahren nichts als einen Widerschein des Scheins,
sie halten kaum fest, was sie nicht ergriffen haben,
und der Geist, der sich zu ihnen neigt, sieht nur sein eigenes Trugbild
in der vibrierenden Wüste einer zerbrochenen Sprache.

Das Tintenfass leert sich langsam über das Licht,
und die Hand, die schreibt, weiß nicht, was sie verfolgt:
sie zeichnet, sie bewohnt einen Raum, der sich entzieht,
sie benennt, was flieht, kaum zwischen den Lettern.

Die Worte fallen, fügen sich, ohne je zusammenzufinden,
sie säumen das Schweigen, wo nur der Schatten atmet.
Was das Gedicht sagt, hält sich nicht in den Worten,
sondern in der reinen Hingabe eines Sinns, der sich zurückzieht.

2.

Die Worte sind dürftig, ihr Sinn zerfällt zu Staub,
Tintentropfen, geweint auf das Blassein eines Blattes.
Kein Wort genügt, sich dem Heiligen zu nähern,
noch die Götter zu erreichen, die unsere Laute ermüden.
Denn sie haben sich in den Schatten unserer Sprache verborgen,
müde, sich ohne Wahrheit benannt zu hören,

und man betet im Schweigen zu dem, was nicht mehr benennbar ist,
das Verb löscht sich, wo das Unsichtbare beginnt.

Wenn Gott unsagbar ist, wie Eckhart sprach,
wie könnten wir ihn in unsere Begriffe sperren?
Diese Ketten aus Sätzen, aus erstarrten Figuren
errichten um ihn die Mauern seines eigenen Kerkers.
Sein silbernes Wort zerbricht im Zuviel-des-Sagens,
und im Schweigen blüht das Gold des Geheimnisses.
Besser, nichts zu benennen, als das Unendliche zu verraten,
das Licht verbirgt sich vor dem, der es greifen will.

Man wird mir vielleicht sagen, ich sei negativ,
doch ich antworte: die Worte öffnen keinen Durchgang.
Was sie manchmal verschweigen, wiegt mehr als ihre Botschaft,
und dort gibt sich eine Stimme, ohne sich zu zeigen.
Wo das Wort schweigt, beginnt das Wort der Parole.
Mallarmé wusste es, er, der das Fremde trank,
und im Leeren das Ungesagte blühen ließ,
bis der Mangel zur einzigen Wahrheit wurde.

Was die Blume sagt, spricht nicht unsere Sprache,
ihr Schweigen ist weiter als all unsere Symbolismen.
Ist sie ein Zeichen, das man nicht aussprechen kann,
oder die reine Gegenwart einer wachen Seele?
Sie ist anderer Ordnung, ein singuläres Ding,
das man verstümmelt, sobald man es zu sagen versucht.
Zu viele Worte begraben sie unter abgenutzten Stimmen,
und man verliert ihr Strahlen, indem man es beleuchten will.

3.

In einem Blumenstrauß ist mehr als nur eine Sammlung
von aufgereihten Rosen oder gezählten Wundern.
Da ist das Denken eines Künstlers in seinem Schweigen,

der ein Gedicht komponiert in vegetativer Sprache.

Jede Blume antwortet dort auf eine unsichtbare Stimme,
und das Ganze sagt weit mehr als die Summe der Teile.

Was sich so darbietet, spricht, ohne sich zeigen zu wollen,
und berührt den, der mit Langsamkeit schaut.

Denn es ist eine Botschaft, die noch nicht gedacht wird,
ein stummes Wort, ohne Pathos angesprochen,
an den, der das Auge nicht zum Raubtier macht,
sondern sich dem überlässt, was die Welt skizziert.

Das Reale zieht sich zurück, indem es sich annähern lässt,
und was sich offenbart, hält sich im Rückzug.

Die Worte sind nutzlos, wenn sie sich nicht dem Wenigen fügen,
diesem Widerhall, der nur die Leere sagt.

Die Worte sind keine Zeichen, sondern gerufene Wesen,
die uns einen Ruf zuschleudern, uns in Wachsamkeit versetzen.
Sie öffnen einen Raum, den kein Name zu schließen vermag,
und der nicht den Abdruck eines Autors trägt.

Sie weisen niemals einen Weg, der im Voraus gesichert ist,
sondern zeigen Durchgänge, die man selbst erfinden muss.

Man zeichnet sie nicht — es sind sie, die uns zeichnen,
und uns sprachlos lassen an der Schwelle des Unbekannten.

Sie sind Metaphern eines gesichtslosen Seins,
das der berechnende Geist nicht hervortreten lassen kann.
Es sind Stammeln, das kein Denken erstarren lässt,
und das im Hohlraum die Spur eines Geheimnisses bewahrt.

Was sie nicht sagen, ist ihr wahrster Anteil,
und ohne dieses Ungesagte leeren sie sich des Sinns.

Wenn die Worte nicht zurückweisen auf das, was sie verschwiegen,
werden sie zur Trauer eines entzauberten Weltalls.

Im Sagen gibt es einen Anteil Verneinung,
denn das Wort ist niemals das, was es zu zeigen vorgibt.
Es steht nicht an der Stelle des Dinges,
es ersetzt nichts von dem, was sich entzieht.
Es trägt niemals das Reale, das es bezeichnet,
und seine Geste bleibt ein Ruf, keine Gabe.
Es zeichnet, indem es sich verliert, den Schatten dessen, was es anvisiert,
und diese Leere zeichnet den Ort des Unsichtbaren.

Das Tintenfass leert sich, lässt Worte fallen
in einer unvorhersehbaren, fast respektlosen Geste,
als wüsste der Autor, im Vergessen jedes großen Stils,
nur zu verraten, was er zu sagen wünschte.
Denn das Wahre ergibt sich nur der Untreue,
und der Sinn entzieht sich dem Zuviel-des-Scheins.
Der Schreibende gräbt, ohne jede Gewissheit,
in die Dichte der Welt eine Furche ohne Antwort.

Das Schreiben ist bisweilen ein Wille, zu bezeugen,
was man erfasst hat, doch nicht sagen kann.
Es sucht, einen Ort zu zeichnen, ohne ihn zu bewohnen.

5.

wie eine Hand, die das Leere zeichnet, das sie wahrnimmt,
denn nicht alles lässt sich sagen, ohne sein Wesen zu verlieren,
und was uns entgleitet, wiegt mehr als das, was wir benennen.
Doch soll man darum verschweigen, was uns heimsucht,
oder den Schatten skizzieren von dem, was uns durchquert?

So streift das Gedicht manchmal das Heilige,
doch sagt es nichts davon, sondern markiert nur die Schwelle.
Unter den Falten der Worte geht etwas seinen Weg,
das ohne Glanz ins Herz des Schweigens gleitet.
Es ist das unbenannte Sein, das in jedem wahren Wort wacht,

und dessen Verschwinden das Gedicht umarmt.

Es ist kein Enthüllen, sondern das Öffnen einer Abwesenheit,
in der man tastend geht, ohne zu wissen, was man sucht.

6.

Rilke ging barfuß auf einem Weg der Angst,
und in der Nacktheit seines gesammelten Schritts
trat er das Schweigen eines heiligen, brennenden Ortes.
Man nannte ihn verloren, Träumer, fast wahnsinnig,
doch Rodin verstand ihn besser als viele Gelehrte:
die Bronze wusste zu denken, was das Fleisch ahnte.
Und in diesem Gang, in dem das Wort zitterte,
wurde das Gedicht geboren, von einem Körper, der sich der Welt hingab.

Die Worte sind ein Gebet, im Dunkel gemurmelt,
eine Stimme, die fleht oder sich sammelt,
gleichgültig der Kadenz, dem Atem oder dem Satzfluss,
denn es ist die Seele, die sie bis an die Schwelle des Göttlichen tragen.
Es gibt keine Syntax, um das Unendliche zu sagen,
doch Schrei oder Gnade genügen, sich darzubringen.
Das Wort wird zu Gesang, Schluchzen oder Beschwörung
in der erhobenen Hand oder im geschlossenen Mund.

Es ist nicht in den Worten, dass uns ein Gott überliefert wird,
sondern im klaren Zwischenraum zwischen ihnen, wie ein Seufzer,
ein schwebender Raum, den ein Geist durchquert,
der weiß, List und Tücke des Schweigens zu sein.
Und dem wahren Leser, der zu hören versteht,
wird eine Botschaft zuteil, die man nicht entziffern kann.
Es ist kein Geheimnis, sondern eine Gabe ohne Gestalt,
ein Aufleuchten, das aus dem Herzen der Leere steigt.

Es ist nicht das Wort, es ist das Schweigen, das spricht,
zu unseren tauben Ohren, zu unseren unhörenden Herzen.

Und das Tintenfass weiß es, das alles Mögliche enthält,
doch den Worten nur Schwarz gibt, um sich besser zu löschen.
Auf dem Blatt zeichnet sich eine Kontur, eine Spur,
eines Sagens ohne Worte, eines verirrtten Ungesagten,
und diese Tinte, die man vergießt, abwesend ihrer selbst,
zeichnet, was flieht, sich zurückzieht und uns heimsucht.

7.

Wer das Ding nicht sagt, wird nicht zum Ding,
und der Philosoph hat nichts zu fabrizieren.
Er macht keine Welt, er schmiedet keine Werkzeuge,
er hört, was ist, ohne es zwingen zu wollen.
Deleuze, Schöpfer von Konzepten, hat sich verirrt,
indem er die Idee mit dem Feuer des Realen verwechselte,
und machte aus der Idiotie seine glänzende Pose,
als ob Nichtverstehen zum Beruf würde.

Die Worte haben nichts zu sagen, ob man es glaubt oder nicht,
sie sind keine Zeichen eines Seins, das man benennen könnte.
Sie öffnen einen Raum, eine bruchlose Öffnung ohne Halt,
wo Sinn aufscheinen kann, ohne festgelegt zu sein.
Kein Wort nimmt vorweg, was es tragen könnte,
und ihr Gefüge gilt nur durch das Intervall.
Sie sind nur Orte, unsichere Durchgänge,
durch die etwas geschieht, ohne sich je zu fixieren.

Erst durch das Nachbarwort wird ein Wort lesbar,
gleichgültig der Abstand oder die seltsame Nähe.
Die Sprache ist eine Arena akrobatischer Gesten,
wo jedes Wort auf einem sich spaltenden Boden schwankt,
wie ein zugefrorener Teich, dessen Oberfläche täuscht
und unter den Schritten kracht, sobald man meint, sich zu setzen.

So ist die Sprache, fragile Choreographie,
gemacht aus Ungleichgewicht und gespannter Langsamkeit.
Wie viele haben für ein einziges Wort mit ihrem Leben bezahlt,
verbrannt oder gehängt für ein verbotenes Sagen.
Die Worte sind Ketten, die man schleppt, ohne sie zu sehen,
und ihr unsichtbares Gewicht wird bisweilen tödlich.
Es genügt ein einziges Wort, damit alles kippt
und man im Rachen der Sprache zermalmt wird.
Wer spricht, übernimmt die Last dessen, was er freigesetzt hat,
denn das ausgesprochene Wort ist niemals ohne Rückkehr.

8.

Man muss bisweilen lernen, sich von gewissen Worten zu entfernen,
jene, die verletzen, die töten, die ihr Gift destillieren.
Diese Worte sind tückisch, aufgebläht von Eitelkeit,
gesungen von Lügnern mit ihren hohlen Verzauberungen.
Sie glänzen einen Augenblick mit falschem Schimmer,
doch bespritzen mit Schatten jene, die sie geschmiedet haben.
Diese Worte sind Spiegel, in denen ihre eigene Verrücktheit
sich still widerspiegelt im Auge dessen, der sie liest.

Hinter diesen Reden mit dem Geruch der Gewalt
stehen Willen, die man nicht benennen will,
und unter ihren glatten Gewändern verbergen sich die Vipern.
„Der Feldweg“ hat sie unverstellt gesehen,
hat sie ihrer Maske der Tugend beraubt
und die Hässlichkeit gezeigt, die in ihren Reden lauert.
Die Schande der Menschen lässt sich an ihren Sätzen erraten,
und die Sprache verrät den, der sie befleckt hat.

„Er spricht in Andeutungen“, schreien die Toren,
die endlos Papageienrefrains wiederholen,
unfähig zu sehen, dass Schweigen Verstellung ist,

und dass die Tinte bisweilen einen Glanz verbirgt.

Die Tintenfässer erschöpfen sich darin, ihre Geheimnisse zu wahren,
und wenn Schwarz sie füllt, so nur, um alles zu verbergen.

Die Undurchsichtigkeit der Worte ist der Schleier der Geister,
die man lieber blendet, als zu wecken.

Man möchte denken, dass Heidegger sich noch verbirgt,
und dass im Inneren selbst seiner großen Texte
eine Viper mit perversen Absichten kriecht.

Man hört ihm bebend zu, lauschend auf einen Schrei des Hasses,
doch das ist nur die List derer, die nicht lesen
und überall das Böse sehen wollen, das sie erträumt haben.

Wer das Klirren der Klapperschlange hört,
muss dem Ohr leihen nicht dem Schrei, sondern dem Schweigen.

Die Welle der Verächter zerbrach am Sand
des Ufers, wo das Schicksal der Ariadne ruht,
verwundet von Apollon, verlassen ohne Schrei.

Sie wurde aufgerichtet von einem einzigen Wort des Weins,
denn Dionysos goss in sie seine Weisheit
und erfüllte sie mit Frieden in einem inspirierten Hauch.

So durchquert das wahre Wort den Schmerz
und stellt den Glanz einer zerrissenen Seele wieder her.

„Der Feldweg“ hat nichts zu verbergen,
er bewahrt nur geheim, was man ahnen kann.
Er spricht nur zu denen, die sich nähern können,
ohne alles erzwingen, ohne die Geheimnisse durchstoßen zu wollen.
Er bietet seine Klarheit dar, gemischt mit feiner List,
und schenkt, was er ist, dem, der einfach
empfängt, ohne zu ergreifen, aufnimmt, ohne zu richten,
ohne dass ein maskiertes Wort sich im Umweg versteckt.

Von der Rede

1.

Etwas hat sich erhoben in der schweren Luft des Vorabends,
ein namenloses Schlagen am Rand des Atems.

Es war wie ein Wort, doch hatte es keinen Mund,
es ging zwischen den Steinen hindurch, langsam und blind.

Niemand sah es kommen, niemand erkannte es.

Es streifte die Körper, ohne Wunden zu hinterlassen,
doch die, die es berührte, schwiegen sogleich,
als sei ihnen die ganze Sprache fremd geworden.

2.

Im hängenden Schatten des konturlosen Morgens
zeichnete es Aschespuren in die Köpfe.

Beinahe erblühte Worte fielen zurück in die Nacht,
ohne Kraft, sich zu sagen, ohne Ort, zu bestehen.

Gesten formten sich, die nichts begleitete,
und Lippen öffneten sich zu gelöschten Lauten.

Es war wie der Wind, oder ein toteres Gebet,
geschrieben in der Kehle, doch nie ausgesprochen.

3.

Die, welche es gehört hatten, sprachen seither leiser,
als sei jedes Wort Schuld oder Falle geworden.

Die Rede hatte sich mit einem Gewicht des Schreckens geladen,
und die Sätze trugen Masken des Schweigens.

Man benannte, ohne zu benennen, aus Furcht, zu wecken
etwas Größeres als die Stimme, die spricht.

Die Tinte selbst schien zu zögern, zu fließen,
und die Hände bebten, das Unvorstellbare zu schreiben.

4.

Es gab keinen Schutz mehr im abgenutzten Verb,
keinen Schwung mehr im Gesang, kein Asyl in der Ordnung.
Das Wort hatte seine alte Wurzel verloren,
es irrte, ohne Halt, durch die Mündler.
Die Bücher blieben geschlossen, schwer von unhörbaren Träumen,
und die, die sie aufschlugen, wandten sich unendlich ab,
als hätten sie dort, hingestreckt auf der Seite,
den Schatten eines stummen Gottes mit zerstreutem Blick gesehen.

5.

Und doch wollte sich noch etwas erheben,
kein Wort, sondern der Ruf eines ungesprochenen Worts,
ein Schweigen, aufgerichtet im Herzen des Sagens,
wie eine schwarze Flamme, die niemand löschen könnte.
Man wartete auf diesen Atem, auf dieses Nichts, das sich teilt,
auf diesen Riss des Seins, aus dem das Gedicht käme.
Doch alles zog sich enger, verschloss sich, brach zusammen,
und der Raum des Sagens wurde zu einer verschlossenen Kehle.

6.

Das Schweigen umgab die Worte wie eine Drohung,
jeder Satz wog von einer Last von anderswo.
Was man Licht geglaubt, erlosch zur halben Stimme,
und der Schatten gewann Raum über jedes Reden.
Die Silben zitterten auf den Lippen der Lebenden,
als ob dort heimlich eine Schuld schlief.
Niemand wusste, warum der Atem sich beschwerte,
noch woher die Angst kam, am Rand jedes Wortes.

7.

Man sprach noch, doch es war nur Asche,
Ruinen von Worten, vom Nichts verweht.
Man wiederholte Gesten, man schrieb Zeichen,

doch der Sinn war verstummt im Entsetzen der Gesichter.
Die Sprache war ein Schrei, in der Kehle gehalten,
ein Schrei ohne Richtung, ohne Grund, ohne Echo.
Und die Welt antwortete mit einem starren Blick,
in dem man den Abgrund ahnte anstatt des Spiegelbilds.

8.

Die Rede suchte einen Ort, um sich zu verkörpern,
eine Mulde tief genug, ihr Feuer zu bergen.
Doch alles war erfüllt von Dingen, von falschem Wissen,
und von Schatten, zu eng in zu vollen Formen.
Man wollte sprechen, doch das Wort zerbrach
an der aufgerichteten Mauer der usurpierten Sprache.
Und was geboren werden wollte, kehrte ins Schwarz zurück,
ohne die geringste Narbe gezeichnet zu haben.

9.

Menschen starrten ihr Schweigen an,
in der Hoffnung, dort einen Rest von Klarheit zu ertappen.
Doch es war nur Leere, nur Verlust und Schwindel,
eine Nacht ohne Gedächtnis, ohne Anfang, ohne Zuflucht.
Das Schreiben lag am Grund der alten Bücher,
wie eine alte Leiche, die man nicht zu rühren wagt.
Und selbst die Dichter, irrend in ihrem Schlaf,
wagten nicht mehr, die verschwundene Quelle anzurufen.

10.

Die Worte, wie Steine, hatten keine Wärme mehr.
Sie häuften sich, leblos, am Rand der Erinnerungen.
Man ordnete sie in Reihen, man glaubte, sie zu verstehen,
doch ihr Gesicht blieb gewandt zu einem anderen Ort.
Sie hatten das Feuer gesehen, das Meer, das Blut, die Scham,
und trugen in ihrer Höhlung das Vergessen dessen, was sie gewesen.

Man sprach halb, man notierte Fetzen,
und man weinte bisweilen, ohne zu wissen, worüber.

11.

Es gab keinen Ausweg mehr im Gehege der Sprache.
Die Welt schwieg, selbst wenn man sprach.
Man begegnete Blicken wie undurchsichtigen Mauern,
und der Wind trug die Namen davon wie Asche.
Was man sagen wollte, löschte sich im Atem aus.

und man blieb erstarrt vor der eigenen Stimme,
als hätte man gesagt, was man nicht gedacht,
und viel zu stark gedacht, was längst nichts mehr war.

12.

Die Sprache spaltete sich wie eine überreife Frucht,
Splitter des Schweigens brachen aus ihrem Innern hervor.
Man fand darin Götter, ertrunken in Vokalen,
und Jahrhunderte von Irrtümern, versiegelt in Konsonanten.
Die schlichtesten Sätze wurden rätselhaft,
und man fürchtete sogar, das Offensichtliche zu benennen.
Die Mauern hatten Ohren, die Steine hörten zu,
und alles wurde Falle im Akt des Sprechens.

13.

Manchmal erschien ein Wort, nackt, ohne Gefährten,
zu allein, um im gewöhnlichen Satz zu bestehen.
Es glänzte einen Augenblick wie eine weiße Flamme,
fiel dann ins Leere, ohne gesagt zu haben, warum.
Man hätte es vorsichtig aufnehmen wollen,
umgeben von Schweigen und heiliger Langsamkeit.
Doch die Welt drängte, verlangte nach Antworten,
und die Rede floh unter dem Druck der Zwänge.

14.

Man suchte in den Büchern eine Form der Klarheit,
doch alles wurde dort Labyrinth oder Schwindel.
Die Worte verfolgten einander, ohne je sich zu finden,
und der Sinn wich zurück, je weiter man las.
Die alten Handschriften verloren ihre Transparenz,
Zeichen bedeckten sich mit einem undurchdringlichen Reif,
und in jedem Absatz hörte man stöhnen
etwas Altes, das nicht mehr geboren werden wollte.

15.

Es gab keine Stimme mehr, die das Wesentliche trug,
alles glitt an den Rand, ins Geräusch oder ins Blendwerk.
Die Rede hatte jede Gegenwart verloren,
wie ein hohles Haus, vom Vergessen heimgesucht.
Man sprach, um die Leere zwischen zwei Gesten zu füllen,
man sprach, um sich zu fliehen, um nicht zuzuhören.
Doch die Worte täuschten nur jene, die über sie herrschten,
denn die Leere darunter stieg auf wie eine Klage.

16.

Die alten Worte weinten im Grund der Wohnungen.
Man glaubte sie zu hören unter der eingestürzten Schwelle.
Sie sprachen halb, wie Stimmen der Kindheit,
zu spät zurückgekehrt im Mund der Toten.
In der Luft lag ein Raunen von Not,
Fragmente von Gebeten, verfangen in den Büschen.
Und manchmal, am Abend, fiel ein Name sehr tief,
ohne jemanden zu wecken unter den Schlafenden.

17.

Das Feuer antwortete nicht mehr auf die Rufe der Sprache,
und der Stein blieb stumm auf unsere Fragen.
Selbst die Tiere wandten den Blick ab,
als wüssten sie, was wir verloren haben.
Auch die Bäume hielten ihr Laub zurück
und sagten nichts mehr vom Wind, der sie durchweht.
Alles schloss sich langsam über der Abwesenheit,
und das Wort zerbrach, farblos, im Mund.

18.

Ein dumpferer Schwindel ergriff die treuen Herzen,
jene, die noch versuchten, die Welt auszusprechen.
Doch ihre Stimme löschte sich in einem eisigen Hauch,
und die Buchstaben tanzten wie irrsinnige Aschen.
Man hörte manchmal den stummen Schrei der Steine,
das leise Beben einer verwundeten Sprache.
Und in der Höhlung des Himmels, ohne Stern, ohne Gestalt,
öffnete sich etwas, zu weit für die Worte.

19.

Die Zeit selbst hatte ihr Alphabet verloren,
die Tage wussten nicht mehr, ihr Vergehen zu schreiben.
Alles verlief in einem maßlosen Entsetzen,
ein schmutziges Licht rann über die Gesichter.
Die Kinder, die sprachen, hatten die Stimme der Greise,
und die Greise schliefen, die Stirn mit Asche bedeckt.
Man wagte nicht mehr zu singen, selbst leise, allein,
aus Angst, dass ein Wort zu viel das Schweigen störe.

20.

Man ging an den Dingen vorbei, ohne sie zu erkennen,
als wäre das Universum seines Sinns entvölkert.
Das Brot hatte keinen Geschmack mehr, das Wasser kein Gedächtnis.

Die Gesten geschahen, als durch einen Schleier.
Die Welt wurde zu einem langen, leeren Korridor,
wo das irrende Wort an die Wände stieß.
Und niemand blieb stehen, um seinen Glanz aufzuheben,
denn jeder fürchtete, was er darin erblicken würde.

21.

Man schrieb Zeichen, die man nicht mehr lesen konnte,
die Buchstaben löschten sich, während man sie zeichnete.
Das Papier bewahrte den Schatten eines Zögerns,
und die Tinte, erschöpft, entfernte sich vom Sichtbaren.
Jedes Wort wurde zu einem Stein mehr
im Grab, das man für das Gesagte errichtet hatte.
Und die Seiten häuften sich, weiß unter Asche,
wie kalte Leichentücher über toten Wahrheiten.

22.

Es gab keinen Ort mehr, die Rede zu setzen,
keine Schwelle, sie darzubringen, ohne dass sie stürzte.
Die Welt nahm nur noch zerrissene Stimmen auf,
und das Hören selbst war zur Abwesenheit geworden.
Die Lebenden schlossen sich in falsche Dialoge ein,
gemacht aus Lärm, aus Nichts, aus wurzellosen Bildern.
Und was geboren werden wollte, kehrte in die Nacht zurück,
ohne Namen, ohne Gestalt, ohne Blick, der ihm folgte.

23.

Das Gedicht wurde zu einem Brunnen ohne Widerhall,
wo die Verse langsam fielen wie Tropfen von Öl.
Die Rede suchte den Grund ihrer Wunde
und traf auf nichts als ein verdichtetes Schweigen.
Man sprach aus Müdigkeit, aus Angst oder aus Pflicht,
doch die Worte waren nur noch leere Hüllen,

in denen Echos vergessener Gebete lagen,
die niemand wiederholen oder benennen wollte.

24.

Selbst der Wind sprach in einer fremden Sprache,
und die Steine verschlossen sich in ihrem harten Schweigen.
Die Nacht stieg aus den Dingen empor, schwer und ohne Alphabet,
und der Atem verlor sich zwischen zwei gebrochenen Versen.
Es war, als zöge die Luft sich aus dem Verb zurück,
und der Geist, zitternd, flöhe vor seinem eigenen Gesang.
Die Lippen bewegten sich, doch nichts ging mehr hindurch
als das dumpfe Schlagen eines verstimmten Herzens.

25.

Die Meister der Sprache schwiegen nun,
als hätten sie den Abgrund unter ihren Sätzen gesehen.
Ihre Werke blieben verschlossen, versiegelt mit einem Ton-Siegel,
und ihr Blick wich aus, sobald man vom Schreiben sprach.
Sie wussten, dass die Stimme, selbst die gelehrteste,
nichts retten konnte vom langsamen Zusammenbruch,
und dass jedes Gedicht, selbst das der Hoffnung,
nur ein sterbendes Feuer war in der Nacht ohne Zuflucht.

26.

Diejenigen, die sprechen wollten, stießen auf das Schweigen,
wie man auf eine Tür stößt, die nie existiert hat.
Der Atem blieb dort, schwebend ohne Halt,
und die Stimmen verloren sich in leeren Kammern.
Man lernte, ohne Worte für den Schmerz zu leben,
den Kummer mit einem abgewandten Blick zu benennen.
Und selbst das Glück, wenn es kam, ging vorüber,
ohne dass man wusste, mit welchem Namen es zu rufen.

27.

Alles wurde uferlos im Feld der Sprache,
kein Gestade mehr zum Sagen, kein Land zu gewinnen.
Man schritt voran zwischen zerbrochenen Gestalten,
wie in einem Garten, verwüstet von der Nacht.
Selbst die starken Verben beugten sich dem Schweigen,
und die Adjektive zitterten, noch ausgesprochen zu werden.
Es blieb nichts mehr als das Entsetzen des Satzes
und die eisige Erstarrung einer ent-schriebenen Welt.

28.

Die Kinder selbst vergaßen die Worte.
Sie schauten lange, ohne benennen zu wollen.
Ihre Sprache stammelte eine stumme Schönheit,
gemacht aus Schatten, Gesten und heiliger Langsamkeit.
Sie wussten besser als wir, was sich nicht sagen lässt,
und überließen dem Schweigen die Aufgabe, alles zu lehren.
Wir hörten ihnen leben, ohne wirklich zu verstehen,
diese Sprache ohne Worte, tiefer als unsere Bücher.

29.

Die Nacht hatte kein Ende mehr im schwarzen Gedicht,
und der Vers brach schon bei der ersten Silbe zusammen,
als wolle das Papier nicht länger dienen,
als weigere sich das Universum, zu antworten.
Man reihte noch Worte, aus Gewohnheit,
doch das Herz wich zurück, floh vor jedem Rhythmus.
Man schrieb Leere mit toten Buchstaben,
und betete manchmal, dass die Tinte schweige.

30.

Ein Rest von Helligkeit flackerte irgendwo,
nicht im Wort selbst, sondern in seiner Preisgabe,
ein geheimes Leuchten, fast unmerklich,
das am Rand des vollkommenen Schweigens überlebte.
Es war ein nacktes Hören, ohne Erwartung, ohne Form,
das die Ruinen einer verlorenen Sprache empfing.
Und in diesem Fast-Nichts, größer als der Schrei,
begann eine Hoffnung, die niemand auszusprechen vermochte.

31.

Die Worte hatten keinen Körper mehr, kein Gewicht, keine Substanz.
Sie schwebten ohne Dauer in einem gebrochenen Atem.
Selbst der Name des Brotes weckte keinen Hunger mehr,
und der der Toten ließ niemanden mehr erzittern.
Alles glich sich dem Leeren an, im stummen Mund,
und man hörte nur noch den Wind der Abwesenheit,
der zwischen uns hindurchging, ohne Asche aufzuwirbeln,
ohne Weg zu hinterlassen, ohne Spur, der man folgen könnte.

32.

Die Rede fiel wie ein Regen von Steinen,
doch auch die Steine verloren sich im Sturz.
Es gab nichts mehr, das die Syntax hielt,
kein Faden zum Führen, kein Band zum Denken.
Man stammelte noch, doch es war ohne Berufung,
ohne Subjekt, ohne Übereinstimmung, ohne Horizont des Hörens.
Und die Sätze öffneten sich auf einen Abgrund so weit,
dass kein Schrei, kein Gesang seinen Rand erreichte.

33.

Selbst die Erinnerung an die Worte löste sich auf,
die einfachsten, die ersten, leerten sich unwiderruflich:
Mutter, Feuer, Nacht, Haus – alles leerte sich der Form,

und sank in die Knie im Vergessen des Schweigens.
Die Sprache verließ die Knochen und die Gesichter,
es blieb den Wesen nur der erloschene Atem
und jene Starrheit, die man an Statuen sieht,
wenn der letzte Blick ihren Blick verlassen hat.

34.

Man schrieb nichts mehr als Asche, geordnet
in Linien ohne Struktur, in erschöpften Formen.
Das Buch wurde zu einer Schwelle ohne Schwelle,
wo selbst das Nichts nicht mehr herabzusteigen geruhte.
Der Autor zog sich zurück an den Grund seiner Betäubung,
und die Seite erbleichte wie eine trauernde Leere.
Es gab keine Tinte mehr, keine Stimme, keinen Stil,
sondern ein hartes, taubes Weiß, das das Schweigen fraß.

35.

Das Alphabet löschte sich aus, Buchstabe für Buchstabe, langsam,
im Geist der Lebenden wie in der Materie.
Man vergaß, wie man einen Vokal zeichnet,
und die Konsonanten flohen wie Tiere.
Bald würde es keine menschliche Rede mehr geben,
keine Sprache, nichts als das Geräusch des Sturzes
und den letzten Atem, den eines besiegten Weltalls,
das niemals wissen wird, was es nicht zu sagen vermochte.

36.

Das letzte bekannte Wort verlor sich im Mund,
ohne Glanz, ohne Weigerung, ohne selbst ein Sterben.
Es löste sich sehr tief auf in einem unsicheren Atem,

wie ein dunkler Stein am Grund eines uferlosen Sees.

Niemand verstand, dass es das letzte war.

und das Schweigen schloss sich dann ohne Laut.

Es gab keine Trauer, keinen Schrei, kein Fehlen,
nur einen leeren Frieden ohne Tiefe.

37.

Die Rede war tot, und niemand erinnerte sich.

Sie war verschwunden, ohne ein Echo mitzunehmen.

Nichts bezeichnete mehr, nichts antwortete mehr,
und die Welt blieb da, stumm, enteignet.

Man sah die Dinge, doch ohne dass sie Namen hatten,
sie schwebten, losgelöst von jeder Bedeutung.

Und das Sein selbst entfernte sich von sich selbst,
wie ein Schatten, der aus seiner eigenen Nacht gleitet.

38.

Es gab keine Seele mehr im Mund der Menschen,
keine innere Stimme, keinen Ruf, keinen Gesang.

Das Schweigen war nicht mehr das Gegenteil des Wortes,
sondern sein eigenes Gesicht, hohl, nackt, unrettbar.

Man betete nicht mehr, man benannte nichts mehr,
und der Himmel blieb versiegelt über seinem Geheimnis.

Das Licht fiel herab, doch sagte nicht mehr Gott,
und der Wind durchzog, ohne den Baum zu nennen.

39.

Das Nichts war zur Syntax geworden und diktierte sein Gesetz,
eine Ordnung ohne Berufung, rein, steril, unentzifferbar.

Die Zeichen erhoben sich, starr und ohne Gebrauch,
wie ein Volk erstarrt in einer toten Sprache.

Man suchte zu sprechen, doch sprach man nicht mehr.

Man wollte „ich“ sagen, doch das „Ich“ war nicht mehr da,
und jedes versuchte Wort zerfiel zu Staub,
noch ehe es das Bewusstsein erreicht hatte.

40.

Man erwartete nichts mehr als das Ende des Schweigens,
das selbst zur Form einer reinen Nicht-Sprache geworden war.
Weder Schmerz, noch Schönheit, noch Schrei, noch Erlösung,
nur diese undurchsichtige, konturlose Masse,
die das Wort mit ihrem Bleimantel bedeckte
und eine Welt zurückließ ohne Spur.
Selbst der Traum war schließlich im Geist verstummt,
und nichts blieb mehr als das Grab des Wortes.

41.

Man trug die letzten Worte bis zur Öffnung,
eine Mulde in der Erde, ohne Stein, ohne Zeichen.
Sie wurden dort niedergelegt ohne Gebet, ohne Geste,
wie Knochen, zu alt, um noch erinnert zu werden.
Der Himmel weinte nicht, der Wind gab kein Zeichen,
und selbst der Staub verweigerte die Berührung.
Dann wurde die Grube schweigend geschlossen
über das, was Rede gewesen war und nun nur noch Materie ist.

42.

Man hörte lange das Krachen des Verbs,
das langsam brach unter dem Gewicht des Realen.
Die Sprache war nun nichts als ein Rückstand,
wie das morsche Holz eines nutzlosen Sarges.
Sie zog sich in sich selbst zurück wie ein Ding,
dessen Funktion die Welt verlassen hatte.
Und im Herzen der Menschen grub sich ein Schweigen,
das keine künftige Stimme je füllen würde.

43.

Nichts vibrierte mehr, nicht einmal das Nichts.
Der Raum war erstarrt, kompakt, unangetastet.
Man berührte das Unsagbare, und es sagte nichts,
nicht einmal seine Weigerung, gesagt oder gedacht zu werden.
Das Gedicht lag da, starr, ohne Linie, ohne Atem,
wie ein schwarzer Stein am Grund eines Heiligtums.
Und jeder Versuch, zu sagen, zu erfinden,
scheiterte in der Kälte eines vollkommenen Verstummens.

44.

Man hatte wohl versucht, alte Hefte zu öffnen,
doch die Seiten, gebleicht von der zeitlosen Sprachlosigkeit,
waren glatt geworden, verschlossen gegen jede Tinte.
Man blätterte sie langsam, ohne Hoffnung.
Die Welt hatte selbst den Sinn des Schweigens verloren,
und das Leere hatte keine Konturen mehr.
Da verstand man, dass nichts zurückkehren würde,
dass die Rede tot war – und dass dies gerecht war.

45.

Der Boden hat die Lippen der Sprache geschlossen.
Nichts steigt mehr von ihr auf, nicht einmal ein Raunen.
Und die Wurzeln wachsen in diesem Rest von Stimme,
ohne dort Wärme, Erinnerung oder Bewegung zu finden.
Das Wort ist kein Ort mehr, sondern eine hohle Abwesenheit,
ein Loch im Denken, eine verbrauchte Kluft.
Und was man heute der Erde anvertraut,
ist das unendliche Scheitern, noch sagen zu wollen.

46.

Man musste das Loch schließen, durch das der Mensch sprach,
warf ein paar Steine hinein, nicht um einen Ort zu markieren,
sondern damit man nicht mehr nach einem Echo suche
dort, wo es keine Quelle, keinen Durchgang mehr gibt.
Dann vollendete die Erde selbst das Schweigen,
indem sie langsam bedeckte, was keinen Namen mehr hatte.
Und die Lebenden schwiegen, ohne Blick zurück,
wie man eine Wüste verlässt, die niemals geblüht hat.

47.

Die Rede lag unter Schichten von Nacht,
nicht betrauert, nicht besungen, nicht einmal bedauert.
Sie hatte ihr Feuer bis zum Nichts verzehrt.
Und was in uns bleibt, ist nicht ihre Erinnerung,
sondern eine Art Vergessen, stärker als das Gedächtnis,
ein absoluter Rückzug, ohne Gewicht, ohne Richtung.
Und manchmal, im Wind, ein gesichtsloser Hauch,
erinnert uns daran, dass eines Tages die Sprache es versuchte.

48.

Auch die Dichter haben ihre Hefte verlassen.
Sie suchen nichts mehr als das gerechte Schweigen,
nicht das der Weisen, nicht das der Besiegten,
sondern jenes, das man erreicht, wenn alles zusammengebrochen ist.
Sie gehen, ohne zu schreiben, ohne zu sprechen, ohne zu beten,
wie Wesen erfüllt von vollkommener Abwesenheit.
Und was sie anschauen, braucht keinen Namen mehr,
denn selbst der Blick hat sich seines Zentrums entledigt.

49.

Die Dichter haben ihre Hefte verlassen.
Sie suchen nichts mehr als das gerechte Schweigen,
nicht das der Weisen, nicht das der Besiegten,
sondern jenes, das man erreicht, wenn alles zerbrochen ist.
Sie gehen, ohne zu schreiben, ohne zu sprechen, ohne zu beten,
wie Wesen, erfüllt von vollkommener Abwesenheit.
Und was sie betrachten, braucht keinen Namen mehr,
denn selbst der Blick hat sein Zentrum verloren.

50.

So endet die Geschichte der Sprache im Schweigen.
Es gibt keine Rückkehr, keine Wiederauferstehung,
nur diesen Grund aus Staub, der alles trägt,
und die Gewissheit, dass das Wort sich verzehrt hat.
Wer noch lebt, lebt jenseits des Benennens,
er trägt im Herzen die Leere wie ein Siegel,
und auf seinen Lippen bleibt die Erinnerung an den Abgrund,
den kein Laut, kein Zeichen mehr jemals schließen wird.

Das letzte Buch ist geschlossen, ohne Titel, ohne Autor.
Seine Seiten sind aus Asche, seine Tinte verschwunden.
Und niemand wird es öffnen, denn niemand kann es lesen.
Es ist keine Botschaft mehr, kein Ort der Zuflucht,
sondern ein Grabmal, errichtet für die gesamte Sprache,
eine unsichtbare Stele am Rand des Un-Menschlichen,
wo sich in Schweigen ein schwarzes Wort einträgt,
das selbst das Schweigen nicht mehr zu murmeln wagt.

So hat sich das Grab der Stimme geschlossen,
und die Welt blieb zurück wie ein Acker ohne Saat.
Nichts wächst hier mehr, nichts wird mehr erzählt.

Alles kehrte weit zurück unter die Haut des Realen,
und in diesem großen Verstummen, wo der Ursprung sich verliert,
gibt es fortan keine Spur und keine Verheißung,
nur dieses Nichts, weit, still, ohne Rand,
wo für immer einschläft, was man einst Sagen nannte.

VON DER REDE

1.

Etwas hat sich erhoben in der schweren Luft des Vorabends,
ein namenloses Schlagen, am Rand des Atems.
Es war wie ein Wort, doch hatte es keinen Mund,
es ging zwischen den Steinen hindurch, langsam und blind.
Niemand sah es kommen, niemand erkannte es.
Es streifte die Körper, ohne Wunden zu hinterlassen,
doch die, die es berührte, schwiegen sogleich,
als wäre ihnen die ganze Sprache fremd geworden.

2.

Im hängenden Schatten des konturlosen Morgens
zeichnete es Aschespuren in die Köpfe.
Beinahe erblühte Worte fielen zurück in die Nacht,
ohne Kraft, sich zu sagen, ohne Ort, zu bestehen.
Gesten formten sich, die nichts begleitete,
und Lippen öffneten sich zu gelöschten Lauten.

Es war wie der Wind, oder ein totes Gebet,
geschrieben in der Kehle, doch nie ausgesprochen.

3.

Die, welche es gehört hatten, sprachen seither leiser,
als sei jedes Wort Schuld oder Falle geworden.
Die Rede hatte sich mit einem Gewicht des Schreckens geladen,
und die Sätze trugen Masken des Schweigens.
Man benannte, ohne zu benennen, aus Furcht, zu wecken
etwas Größeres als die Stimme, die spricht.
Die Tinte selbst schien zu zögern, zu fließen,
und die Hände bebten, das Unvorstellbare zu schreiben.

4.

Es gab keinen Schutz mehr im abgenutzten Verb,
keinen Schwung mehr im Gesang, kein Asyl in der Ordnung.
Das Wort hatte seine alte Wurzel verloren,
es irrte, ohne Halt, durch die Mündler.
Die Bücher blieben geschlossen, schwer von unhörbaren Träumen,
und die, die sie aufschlugen, wandten sich unendlich ab,
als hätten sie dort, hingestreckt auf der Seite,
den Schatten eines stummen Gottes mit zerstreutem Blick gesehen.

5.

Und doch wollte sich noch etwas erheben,
kein Wort, sondern der Ruf eines ungesprochenen Worts,
ein Schweigen, aufgerichtet im Herzen des Sagens,
wie eine schwarze Flamme, die niemand löschen könnte.
Man wartete auf diesen Atem, auf dieses Nichts, das sich teilt,
auf diesen Riss des Seins, aus dem das Gedicht käme.
Doch alles zog sich enger, verschloss sich, brach zusammen,
und der Raum des Sagens wurde zu einer verschlossenen Kehle.

6.

Das Schweigen umgab die Worte wie eine Drohung,
jeder Satz wog von einer Last von anderswo.
Was man Licht geglaubt, erlosch zur halben Stimme,
und der Schatten gewann Raum über jedes Reden.
Die Silben zitterten auf den Lippen der Lebenden,
als ob dort heimlich eine Schuld schlief.
Niemand wusste, warum der Atem sich beschwerte,
noch woher die Angst kam, am Rand jedes Wortes.

7.

Man sprach noch, doch es war nur Asche,
Ruinen von Worten, vom Nichts verweht.
Man wiederholte Gesten, man schrieb Zeichen,
doch der Sinn war verstummt im Entsetzen der Gesichter.
Die Sprache war ein Schrei, in der Kehle gehalten,
ein Schrei ohne Richtung, ohne Grund, ohne Echo.
Und die Welt antwortete mit einem starren Blick,
in dem man den Abgrund ahnte anstatt des Spiegelbilds.

8.

Die Rede suchte einen Ort, um sich zu verkörpern,
eine Mulde tief genug, ihr Feuer zu bergen.
Doch alles war erfüllt von Dingen, von falschem Wissen,
und von Schatten, zu eng in zu vollen Formen.
Man wollte sprechen, doch das Wort zerbrach
an der aufgerichteten Mauer der usurpierten Sprache.
Und was geboren werden wollte, kehrte ins Schwarz zurück,
ohne die geringste Narbe gezeichnet zu haben.

9.

Menschen starrten ihr Schweigen an,
in der Hoffnung, dort einen Rest von Klarheit zu ertappen.
Doch es war nur Leere, nur Verlust und Schwindel,
eine Nacht ohne Gedächtnis, ohne Anfang, ohne Zuflucht.
Das Schreiben lag am Grund der alten Bücher,
wie eine alte Leiche, die man nicht zu rühren wagt.
Und selbst die Dichter, irrend in ihrem Schlaf,
wagten nicht mehr, die verschwundene Quelle anzurufen.

10.

Die Worte, wie Steine, hatten keine Wärme mehr.
Sie häuften sich, leblos, am Rand der Erinnerungen.
Man ordnete sie in Reihen, man glaubte, sie zu verstehen,
doch ihr Gesicht blieb gewandt zu einem anderen Ort.
Sie hatten das Feuer gesehen, das Meer, das Blut, die Scham,
und trugen in ihrer Höhlung das Vergessen dessen, was sie gewesen.
Man sprach halb, man notierte Fetzen,
und man weinte bisweilen, ohne zu wissen, worüber.

11.

Es gab keinen Ausweg mehr im Gehege der Sprache.
Die Welt schwieg, selbst wenn man sprach.
Man begegnete Blicken wie undurchsichtigen Mauern,
und der Wind trug die Namen davon wie Asche.
Was man sagen wollte, löschte sich im Atem aus.

und man blieb erstarrt vor der eigenen Stimme,
als hätte man gesagt, was man nicht gedacht,
und viel zu stark gedacht, was längst nichts mehr war.

12.

Die Sprache spaltete sich wie eine überreife Frucht,
Splitter des Schweigens brachen aus ihrem Innern hervor.

Man fand darin Götter, ertrunken in Vokalen,
und Jahrhunderte von Irrtümern, versiegelt in Konsonanten.
Die schlichtesten Sätze wurden rätselhaft,
und man fürchtete sogar, das Offensichtliche zu benennen.
Die Mauern hatten Ohren, die Steine hörten zu,
und alles wurde Falle im Akt des Sprechens.

13.

Manchmal erschien ein Wort, nackt, ohne Gefährten,
zu allein, um im gewöhnlichen Satz zu bestehen.
Es glänzte einen Augenblick wie eine weiße Flamme,
fiel dann ins Leere, ohne gesagt zu haben, warum.
Man hätte es vorsichtig aufnehmen wollen,
umgeben von Schweigen und heiliger Langsamkeit.
Doch die Welt drängte, verlangte nach Antworten,
und die Rede floh unter dem Druck der Zwänge.

14.

Man suchte in den Büchern eine Form der Klarheit,
doch alles wurde dort Labyrinth oder Schwindel.
Die Worte verfolgten einander, ohne je sich zu finden,
und der Sinn wich zurück, je weiter man las.
Die alten Handschriften verloren ihre Transparenz,
Zeichen bedeckten sich mit einem undurchdringlichen Reif,
und in jedem Absatz hörte man stöhnen
etwas Altes, das nicht mehr geboren werden wollte.

15.

Es gab keine Stimme mehr, die das Wesentliche trug,
alles glitt an den Rand, ins Geräusch oder ins Blendwerk.
Die Rede hatte jede Gegenwart verloren,
wie ein hohles Haus, vom Vergessen heimgesucht.
Man sprach, um die Leere zwischen zwei Gesten zu füllen,

man sprach, um sich zu fliehen, um nicht zuzuhören.
Doch die Worte täuschten nur jene, die über sie herrschten,
denn die Leere darunter stieg auf wie eine Klage.

16.

Die alten Worte weinten im Grund der Wohnungen.
Man glaubte sie zu hören unter der eingestürzten Schwelle.
Sie sprachen halb, wie Stimmen der Kindheit,
zu spät zurückgekehrt im Mund der Toten.
In der Luft lag ein Raunen von Not,
Fragmente von Gebeten, verfangen in den Büschen.
Und manchmal, am Abend, fiel ein Name sehr tief,
ohne jemanden zu wecken unter den Schlafenden.

17.

Das Feuer antwortete nicht mehr auf die Rufe der Sprache,
und der Stein blieb stumm auf unsere Fragen.
Selbst die Tiere wandten den Blick ab,
als wüssten sie, was wir verloren haben.
Auch die Bäume hielten ihr Laub zurück
und sagten nichts mehr vom Wind, der sie durchweht.
Alles schloss sich langsam über der Abwesenheit,
und das Wort zerbrach, farblos, im Mund.

18.

Ein dumpferer Schwindel ergriff die treuen Herzen,
jene, die noch versuchten, die Welt auszusprechen.
Doch ihre Stimme löschte sich in einem eisigen Hauch,
und die Buchstaben tanzten wie irrsinnige Aschen.
Man hörte manchmal den stummen Schrei der Steine,
das leise Beben einer verwundeten Sprache.
Und in der Höhlung des Himmels, ohne Stern, ohne Gestalt,
öffnete sich etwas, zu weit für die Worte.

19.

Die Zeit selbst hatte ihr Alphabet verloren,
die Tage wussten nicht mehr, ihr Vergehen zu schreiben.
Alles verlief in einem maßlosen Entsetzen,
ein schmutziges Licht rann über die Gesichter.
Die Kinder, die sprachen, hatten die Stimme der Greise,
und die Greise schliefen, die Stirn mit Asche bedeckt.
Man wagte nicht mehr zu singen, selbst leise, allein,
aus Angst, dass ein Wort zu viel das Schweigen störe.

20.

Man ging an den Dingen vorbei, ohne sie zu erkennen,
als wäre das Universum seines Sinns entvölkert.
Das Brot hatte keinen Geschmack mehr, das Wasser kein Gedächtnis.
Die Gesten geschahen, als durch einen Schleier.
Die Welt wurde zu einem langen, leeren Korridor,
wo das irrende Wort an die Wände stieß.
Und niemand blieb stehen, um seinen Glanz aufzuheben,
denn jeder fürchtete, was er darin erblicken würde.

21.

Man schrieb Zeichen, die man nicht mehr lesen konnte,
die Buchstaben löschten sich, während man sie zeichnete.
Das Papier bewahrte den Schatten eines Zögerns,
und die Tinte, erschöpft, entfernte sich vom Sichtbaren.
Jedes Wort wurde zu einem Stein mehr
im Grab, das man für das Gesagte errichtet hatte.
Und die Seiten häuften sich, weiß unter Asche,
wie kalte Leichentücher über toten Wahrheiten.

22.

Es gab keinen Ort mehr, die Rede zu setzen,
keine Schwelle, sie darzubringen, ohne dass sie stürzte.
Die Welt nahm nur noch zerrissene Stimmen auf,
und das Hören selbst war zur Abwesenheit geworden.
Die Lebenden schlossen sich in falsche Dialoge ein,
gemacht aus Lärm, aus Nichts, aus wurzellosen Bildern.
Und was geboren werden wollte, kehrte in die Nacht zurück,
ohne Namen, ohne Gestalt, ohne Blick, der ihm folgte.

23.

Das Gedicht wurde zu einem Brunnen ohne Widerhall,
wo die Verse langsam fielen wie Tropfen von Öl.
Die Rede suchte den Grund ihrer Wunde
und traf auf nichts als ein verdichtetes Schweigen.
Man sprach aus Müdigkeit, aus Angst oder aus Pflicht,
doch die Worte waren nur noch leere Hüllen,
in denen Echos vergessener Gebete lagen,
die niemand wiederholen oder benennen wollte.

24.

Selbst der Wind sprach in einer fremden Sprache,
und die Steine verschlossen sich in ihrem harten Schweigen.
Die Nacht stieg aus den Dingen empor, schwer und ohne Alphabet,
und der Atem verlor sich zwischen zwei gebrochenen Versen.
Es war, als zöge die Luft sich aus dem Verb zurück,
und der Geist, zitternd, flöhe vor seinem eigenen Gesang.
Die Lippen bewegten sich, doch nichts ging mehr hindurch
als das dumpfe Schlagen eines verstimmten Herzens.

25.

Die Meister der Sprache schwiegen nun,
als hätten sie den Abgrund unter ihren Sätzen gesehen.
Ihre Werke blieben verschlossen, versiegelt mit einem Ton-Siegel,
und ihr Blick wich aus, sobald man vom Schreiben sprach.
Sie wussten, dass die Stimme, selbst die gelehrteste,
nichts retten konnte vom langsamen Zusammenbruch,
und dass jedes Gedicht, selbst das der Hoffnung,
nur ein sterbendes Feuer war in der Nacht ohne Zuflucht.

26.

Diejenigen, die sprechen wollten, stießen auf das Schweigen,
wie man auf eine Tür stößt, die nie existiert hat.
Der Atem blieb dort, schwebend ohne Halt,
und die Stimmen verloren sich in leeren Kammern.
Man lernte, ohne Worte für den Schmerz zu leben,
den Kummer mit einem abgewandten Blick zu benennen.
Und selbst das Glück, wenn es kam, ging vorüber,
ohne dass man wusste, mit welchem Namen es zu rufen.

27.

Alles wurde uferlos im Feld der Sprache,
kein Gestade mehr zum Sagen, kein Land zu gewinnen.
Man schritt voran zwischen zerbrochenen Gestalten,
wie in einem Garten, verwüstet von der Nacht.
Selbst die starken Verben beugten sich dem Schweigen,
und die Adjektive zitterten, noch ausgesprochen zu werden.
Es blieb nichts mehr als das Entsetzen des Satzes
und die eisige Erstarrung einer ent-schriebenen Welt.

28.

Die Kinder selbst vergaßen die Worte.
Sie schauten lange, ohne benennen zu wollen.
Ihre Sprache stammelte eine stumme Schönheit,

gemacht aus Schatten, Gesten und heiliger Langsamkeit.
Sie wussten besser als wir, was sich nicht sagen lässt,
und überließen dem Schweigen die Aufgabe, alles zu lehren.
Wir hörten ihnen leben, ohne wirklich zu verstehen,
diese Sprache ohne Worte, tiefer als unsere Bücher.

29.

Die Nacht hatte kein Ende mehr im schwarzen Gedicht,
und der Vers brach schon bei der ersten Silbe zusammen,
als wolle das Papier nicht länger dienen,
als weigere sich das Universum, zu antworten.
Man reihte noch Worte, aus Gewohnheit,
doch das Herz wich zurück, floh vor jedem Rhythmus.
Man schrieb Leere mit toten Buchstaben,
und betete manchmal, dass die Tinte schweige.

30.

Ein Rest von Helligkeit flackerte irgendwo,
nicht im Wort selbst, sondern in seiner Preisgabe,
ein geheimes Leuchten, fast unmerklich,
das am Rand des vollkommenen Schweigens überlebte.
Es war ein nacktes Hören, ohne Erwartung, ohne Form,
das die Ruinen einer verlorenen Sprache empfing.
Und in diesem Fast-Nichts, größer als der Schrei,
begann eine Hoffnung, die niemand auszusprechen vermochte.

31.

Die Worte hatten keinen Körper mehr, kein Gewicht, keine Substanz.
Sie schwebten ohne Dauer in einem gebrochenen Atem.
Selbst der Name des Brotes weckte keinen Hunger mehr,
und der der Toten ließ niemanden mehr erzittern.
Alles glich sich dem Leeren an, im stummen Mund,
und man hörte nur noch den Wind der Abwesenheit,

der zwischen uns hindurchging, ohne Asche aufzuwirbeln,
ohne Weg zu hinterlassen, ohne Spur, der man folgen könnte.

32.

Die Rede fiel wie ein Regen von Steinen,
doch auch die Steine verloren sich im Sturz.
Es gab nichts mehr, das die Syntax hielt,
kein Faden zum Führen, kein Band zum Denken.
Man stammelte noch, doch es war ohne Berufung,
ohne Subjekt, ohne Übereinstimmung, ohne Horizont des Hörens.
Und die Sätze öffneten sich auf einen Abgrund so weit,
dass kein Schrei, kein Gesang seinen Rand erreichte.

33.

Selbst die Erinnerung an die Worte löste sich auf,
die einfachsten, die ersten, leerten sich unwiderruflich:
Mutter, Feuer, Nacht, Haus – alles leerte sich der Form,
und sank in die Knie im Vergessen des Schweigens.
Die Sprache verließ die Knochen und die Gesichter,
es blieb den Wesen nur der erloschene Atem
und jene Starrheit, die man an Statuen sieht,
wenn der letzte Blick ihren Blick verlassen hat.

34.

Man schrieb nichts mehr als Asche, geordnet
in Linien ohne Struktur, in erschöpften Formen.
Das Buch wurde zu einer Schwelle ohne Schwelle,
wo selbst das Nichts nicht mehr herabzusteigen geruhte.
Der Autor zog sich zurück an den Grund seiner Betäubung,
und die Seite erbleichte wie eine trauernde Leere.
Es gab keine Tinte mehr, keine Stimme, keinen Stil,
sondern ein hartes, taubes Weiß, das das Schweigen fraß.

35.

Das Alphabet löschte sich aus, Buchstabe für Buchstabe, langsam,
im Geist der Lebenden wie in der Materie.

Man vergaß, wie man einen Vokal zeichnet,
und die Konsonanten flohen wie Tiere.

Bald würde es keine menschliche Rede mehr geben,
keine Sprache, nichts als das Geräusch des Sturzes
und den letzten Atem, den eines besiegten Weltalls,
das niemals wissen wird, was es nicht zu sagen vermochte.

36.

Das letzte bekannte Wort verlor sich im Mund,
ohne Glanz, ohne Weigerung, ohne selbst ein Sterben.

Es löste sich sehr tief auf in einem unsicheren Atem,
wie ein dunkler Stein am Grund eines uferlosen Sees.

Niemand verstand, dass es das letzte war.

und das Schweigen schloss sich dann ohne Laut.

Es gab keine Trauer, keinen Schrei, kein Fehlen,
nur einen leeren Frieden ohne Tiefe.

37.

Die Rede war tot, und niemand erinnerte sich.

Sie war verschwunden, ohne ein Echo mitzunehmen.

Nichts bezeichnete mehr, nichts antwortete mehr,
und die Welt blieb da, stumm, enteignet.

Man sah die Dinge, doch ohne dass sie Namen hatten,
sie schwebten, losgelöst von jeder Bedeutung.

Und das Sein selbst entfernte sich von sich selbst,
wie ein Schatten, der aus seiner eigenen Nacht gleitet.

38.

Es gab keine Seele mehr im Mund der Menschen,
keine innere Stimme, keinen Ruf, keinen Gesang.
Das Schweigen war nicht mehr das Gegenteil des Wortes,
sondern sein eigenes Gesicht, hohl, nackt, unrettbar.
Man betete nicht mehr, man benannte nichts mehr,
und der Himmel blieb versiegelt über seinem Geheimnis.
Das Licht fiel herab, doch sagte nicht mehr Gott,
und der Wind durchzog, ohne den Baum zu nennen.

39.

Das Nichts war zur Syntax geworden und diktierte sein Gesetz,
eine Ordnung ohne Berufung, rein, steril, unentzifferbar.
Die Zeichen erhoben sich, starr und ohne Gebrauch,
wie ein Volk erstarrt in einer toten Sprache.
Man suchte zu sprechen, doch sprach man nicht mehr.
Man wollte „ich“ sagen, doch das „Ich“ war nicht mehr da,
und jedes versuchte Wort zerfiel zu Staub,
noch ehe es das Bewusstsein erreicht hatte.

40.

Man erwartete nichts mehr als das Ende des Schweigens,
das selbst zur Form einer reinen Nicht-Sprache geworden war.
Weder Schmerz, noch Schönheit, noch Schrei, noch Erlösung,
nur diese undurchsichtige, konturlose Masse,
die das Wort mit ihrem Bleimantel bedeckte
und eine Welt zurückließ ohne Spur.
Selbst der Traum war schließlich im Geist verstummt,
und nichts blieb mehr als das Grab des Wortes.

41.

Man trug die letzten Worte bis zur Öffnung,
eine Mulde in der Erde, ohne Stein, ohne Zeichen.
Sie wurden dort niedergelegt ohne Gebet, ohne Geste,

wie Knochen, zu alt, um noch erinnert zu werden.
Der Himmel weinte nicht, der Wind gab kein Zeichen,
und selbst der Staub verweigerte die Berührung.
Dann wurde die Grube schweigend geschlossen
über das, was Rede gewesen war und nun nur noch Materie ist.

42.

Man hörte lange das Krachen des Verbs,
das langsam brach unter dem Gewicht des Realen.
Die Sprache war nun nichts als ein Rückstand,
wie das morsche Holz eines nutzlosen Sarges.
Sie zog sich in sich selbst zurück wie ein Ding,
dessen Funktion die Welt verlassen hatte.
Und im Herzen der Menschen grub sich ein Schweigen,
das keine künftige Stimme je füllen würde.

43.

Nichts vibrierte mehr, nicht einmal das Nichts.
Der Raum war erstarrt, kompakt, unangetastet.
Man berührte das Unsagbare, und es sagte nichts,
nicht einmal seine Weigerung, gesagt oder gedacht zu werden.
Das Gedicht lag da, starr, ohne Linie, ohne Atem,
wie ein schwarzer Stein am Grund eines Heiligtums.
Und jeder Versuch, zu sagen, zu erfinden,
scheiterte in der Kälte eines vollkommenen Verstummens.

44.

Man hatte wohl versucht, alte Hefte zu öffnen,
doch die Seiten, gebleicht von der zeitlosen Sprachlosigkeit,
waren glatt geworden, verschlossen gegen jede Tinte.
Man blätterte sie langsam, ohne Hoffnung.
Die Welt hatte selbst den Sinn des Schweigens verloren,
und das Leere hatte keine Konturen mehr.

Da verstand man, dass nichts zurückkehren würde,
dass die Rede tot war – und dass dies gerecht war.

45.

Der Boden hat die Lippen der Sprache geschlossen.
Nichts steigt mehr von ihr auf, nicht einmal ein Raunen.
Und die Wurzeln wachsen in diesem Rest von Stimme,
ohne dort Wärme, Erinnerung oder Bewegung zu finden.
Das Wort ist kein Ort mehr, sondern eine hohle Abwesenheit,
ein Loch im Denken, eine verbrauchte Kluft.
Und was man heute der Erde anvertraut,
ist das unendliche Scheitern, noch sagen zu wollen.

46.

Man musste das Loch schließen, durch das der Mensch sprach,
warf ein paar Steine hinein, nicht um einen Ort zu markieren,
sondern damit man nicht mehr nach einem Echo suche
dort, wo es keine Quelle, keinen Durchgang mehr gibt.
Dann vollendete die Erde selbst das Schweigen,
indem sie langsam bedeckte, was keinen Namen mehr hatte.
Und die Lebenden schwiegen, ohne Blick zurück,
wie man eine Wüste verlässt, die niemals geblüht hat.

47.

Die Rede lag unter Schichten von Nacht,
nicht betrauert, nicht besungen, nicht einmal bedauert.
Sie hatte ihr Feuer bis zum Nichts verzehrt.
Und was in uns bleibt, ist nicht ihre Erinnerung,
sondern eine Art Vergessen, stärker als das Gedächtnis,
ein absoluter Rückzug, ohne Gewicht, ohne Richtung.
Und manchmal, im Wind, ein gesichtsloser Hauch,
erinnert uns daran, dass eines Tages die Sprache es versuchte.

48.

Auch die Dichter haben ihre Hefte verlassen.
Sie suchen nichts mehr als das gerechte Schweigen,
nicht das der Weisen, nicht das der Besiegten,
sondern jenes, das man erreicht, wenn alles zusammengebrochen ist.
Sie gehen, ohne zu schreiben, ohne zu sprechen, ohne zu beten,
wie Wesen erfüllt von vollkommener Abwesenheit.
Und was sie anschauen, braucht keinen Namen mehr,
denn selbst der Blick hat sich seines Zentrums entledigt.

49.

Das letzte Buch ist geschlossen, ohne Titel, ohne Autor.
Seine Seiten sind aus Asche, seine Tinte verschwunden.
Und niemand wird es öffnen, denn niemand kann es lesen.
Es ist keine Botschaft mehr, kein Ort der Zuflucht,
sondern ein Grabmal, errichtet für die gesamte Sprache,
eine unsichtbare Stele am Rand des Un-Menschlichen,
wo sich in Schweigen ein schwarzes Wort einträgt,
das selbst das Schweigen nicht mehr zu murmeln wagt.

50.

So hat sich das Grab der Stimme geschlossen,
und die Welt blieb zurück wie ein Acker ohne Saat.
Nichts wächst hier mehr, nichts wird mehr erzählt.
Alles kehrte weit zurück unter die Haut des Realen,
und in diesem großen Verstummen, wo der Ursprung sich verliert,
gibt es fortan keine Spur und keine Verheißung,
nur dieses Nichts, weit, still, ohne Rand,
wo für immer einschläft, was man einst Sagen nannte.

DER ZUSAMMENBRUCH

Über das Grab gebeugt und nunmehr stumm, ist der Mensch allein.
Unter den Seinen, gefangen in diesem nutzlosen Verb,
liegen zu seinen Füßen die Worte, leere Muscheln wie der Wind,
Steine, geworfen gegen einen leeren Himmel, die lautlos zurückfallen,
das vergebliche Gebet eines Beters, auf den Knien, auf einem Boden, der weicht,
Schiffbruch des Denkens an der Schwelle des Unsagbaren, Irrgang im
Unnennbaren, Zusammenbruch der Welt im Abgrund der Sprache,
drückendes Schweigen der Dinge, die man nie sagen kann,
Auflösung des Seins im Wort, das versagt, unmöglich die Gründung
dessen Wenigen, was bleibt, wenn das Meer alle Ströme verschlingt.

Leer nun unsere Ohren, der Raum ist zu schwer, um zu vibrieren,
erloschen die Blicke, sie sprechen nicht mehr, nichts zeigt sich von dem,
was man nicht sagen kann, Vergänglichkeit, die Hände fallen
wie eines unmöglichen Mimen, Strafe die Einsamkeit einer Welt,
die sich in ihrer Abwesenheit zurückzieht, fern.
Zerschlagen die Gewissheit einer Wirklichkeit, gehalten im Wort,
unbeugsam und frei, was keinen Namen hat, flieht,
verzehrt vom Horizont, der dort schweigt.

Die Hände strecken sich, gegraben vom Verzweifeln,
um die Dinge zu ergreifen –
doch ungreifbar, was sich verliert im Schweigen, Eitelkeit des Verbs!
Das Denken zerreißt sich am Unnennbaren, eine fragile Rinde,
fortgetragen von den Fluten einer Flut ohne Ufer, ohne Bestimmung, Abgrund!

Der Mensch, besiegt von seiner Not, streckt sich auf das kalte Grab der Sprache,
schwingt zum Himmel eine letzte Hand, Gruß an die Welt, ein Abschied
an den Fremden, den er nicht kennt, und dann, enteignet,
beraubt jeglichen Besitzes, wendet er sich um, küsst die Erde,
wo das Verb liegt, letzter Kuss
an den, der geht, im Morgengrauen eines Abschieds, im Sterbehaus der Träume.
Seine Lider, schwer, sinken auf sein Nichts, es ist der Tod, der naht,
dunkel, die glänzende Klinge schwingend im grauen Licht der Dämmerung.

Auf einem kalten Stein wartet die Schwester, die Augen verblendet von den Dornen
eines seelenlosen Busches, ohne Glut, ohne Verheißung, Kerker des Engels.
Oben das Lied des Bruders, Flüstern, und der Mensch, so leer wie seine Worte,
erhebt sich vom Grab...

DIE LEERE FELLE

Und warum sollten eins und eins immer zwei ergeben?
So gezeichnet vom Siegel ewiger Wahrheiten,
verrinnt die Zeit vergeblich in zweifelhaften Windungen:
Es ist der höllische Kreislauf der Dummheit!

Doch die Dinge ähneln sich, ohne je dieselben zu sein:
Darum gibt es nichts Identisches in dieser gequälten Welt.
Es sind falsche Ideen, die er in unsere Vernunft sät,
traditionelle Lügen, geerbt aus der Vergangenheit.

Kann man an allem zweifeln, sogar an unseren Gedanken?
Descartes hätte gezittert, solche Worte zu lesen;
muss ein gelehrter Gott unsere Ideen sichern,
schwörend, dass es Sünde sei, andere Worte vorzubringen?

Doch die Dinge sind weise, wenn sie krumme Wege gehen,
unbekannt den Denkern in ihrem starren Wissen.
Man überlässt es der Geschichte, die Rückschläge zu erklären
unserer menschlichen Art, die jede Hoffnung zerbricht.

Man sagt von unseren Sitten, dass sie sich in Spiegeln erstarren,
Gefangene der Spiegel, die die Logik in Ketten legt;
ich sage, es gibt keinen Sinn, dass die Geschichte sich wiederholt,
es gibt keinen Fluss, der uns zur Wahrheit trägt.

Doch unsere Flüsse fließen und tragen Kiesel dahin;
die Vernunft ergreift sie und baut die Zeit neu,
strukturiert unsere Geschichte wie einen kostbaren Palast,
ein unmögliches Leuchtfeuer am Rand des Ozeans.

Die Flut zieht sich zurück und belädt den Strand
mit Wracks der Vergangenheit, mit denen man nichts anzufangen weiß;
nutzlos in der Gegenwart, ohne Botschaft,
vergräbt die Gegenwart sie tief in der Erde.

Die gegenwärtige Welt ist nicht mehr, was sie einst war:
die Zeit hat alles verändert, sogar den Sinn der Worte;
die Ewigkeit der Dinge ist trügerisch und lügnerisch:
oft zerbricht die Zeit in Vorzeichen des Chaos...

Die Welt, die man sieht, birgt eine verborgene Spalte,
unbekannte Brüche, in denen die Zeit sich verschlingt,
leere Felder, intime Risse im Herzen ihrer Eingeweide,
die ein gnadenloser Meister mit Qualen bewohnt.

Das Geheimnis verdichtet sich, wenn der Ton überfließt;
doch die Erde, die jener unbekannte Töpfer knetet,
nimmt eine andere Form an in seltsamem Unbehagen;
der Töpfer kehrt zurück, seine Arbeit vollbracht.

Plötzlich leert sich das Feld, in dem er gewohnt hatte,
es leert sich, schließt sich und faltet sich ins Innere der Welt,
die ihre Differenz den erstaunten Blicken preisgibt
eines menschlichen Geschicks mit tiefen Bekümmernissen.

Die menschliche Gesellschaft hat ihr Gesicht verändert;
was man einst glaubte, ist nicht mehr, was man glaubt!
Metamorphose! Die tausend neue Vorzeichen eröffnet
im subtilen Paradigma unserer gelehrten Gesetze.

Gesagt! Man wird wohl anders denken müssen:
ein neues Archiv hat sich über das alte gelegt;
Lebewohl den alten Weisen: es ist die Wende!
Wir müssen den Vorrat unserer Gedanken umwandeln.

Die Zeit ist unerbittlich, die die Welt verwandelt,
unsere Gewissheiten in den Abfall der Fluten wirft;
es gibt nichts Wahres mehr in diesen tiefen Brüchen,
als diese grausame Pflicht, alles neu zu erfinden.

Ach! Die Philosophen dienen keiner Sache:
sie sind weder Prediger noch Beamte;
Schmiede von Begriffen in unmöglichen Prosaformen,
flüchtige Gewebe, gewebt aus Düften von Geheimnissen.

Sie breiten ihre Qualen aus in unsäglichen Worten,
erstarrt auf dem Papier seit dem ersten Blick;
der Leser, beruhigt von solch gefügigen Worten,
weist seine Unruhe zurück in einen törichten Zufall.

Doch die Worte verschieben sich nach Maßgabe der Lektüre
und der Lesende ärgert sich, seine Augen bewegend;
und der Text verformt sich, ohne Rhythmus, ohne Maß,
und dann bildet er sich neu in geheimnisvollen Worten.

Welche Magie ist das, die die Worte tanzen lässt
in seltsamen Balletten, die den Gedanken erstarren lassen?
Doch die Worte ordnen sich neu in neue Sätze,
welche, wie Scherben, den Leser neu verbrennen,
ihn dazu zwingen, die Wege des Ungewissen zu gehen,
und im Schweigen zu lernen, dass jedes Wort sich auflöst.

So wird die Leere zu einem Ort der Arbeit,
eine wandernde Stelle, die niemals erlischt.
Sie ist das, was bleibt, wenn alle Gewissheiten zerbrechen,
das brüchige Herz des Sinns, der nicht zu vollenden ist.

Manchmal kleidet sie sich in die Risse der Sprache,
manchmal im Schweigen, das sie selbst zerreißt.

Doch immer bleibt sie das, was sich entzieht,
ein nicht zu füllendes Loch im Herzen der Welt.

Die Dichter wissen es, sie sind ihre Wächter:
nicht, um sie zu schließen, sondern um sie zu öffnen.
Denn in der Leere ruht die Möglichkeit des Seins,
nicht als Besitz, sondern als Atem des Möglichen.

So schreitet das Gedicht fort, stolpernd und blind,
um die Leere zu tragen, die es niemals füllt.
Es spricht, indem es schweigt, es schreit, indem es lauscht,
und schenkt uns die Spur dessen, was sich entzieht.

Verwechselnd den Entwurf einer unwahrscheinlichen Idee.

Rhizom! Der Text entfaltet sich in unendlichen
Akkorden, unvorsichtigen Frechheiten gegenüber der Strenge
der Syntax, den grammatikalischen Manien.
Geschrieben, verkettet sich die Worte ohne die geringste Scham.

Einfachheit! Die Worte dehnen sich in schlichter Unanständigkeit,
bieten ihre Nacktheit dar in den tiefen Falten
dieses zerknitterten Papiers, gierig nach Sinn,
den der unentschlossene Leser vergeblich sucht.

Die Worte zerbrechen ihren Weg an finsternen Kreuzungen,
wo die Vernunft in schändlichen Fragen strandet;
sie findet eine Flucht in seltsamen Umwegen,
und ihre Schritte verirren sich in leidvollen Verwirrungen.

Rhizom! Die Worte verweben sich in vielfältigen Plateaus;
siehe, sie entfalten sich, indem sie ihre Wege vereinen,
und vermischen sich im Sinn zu trügerischen Aussagen;
und die Vernunft ergießt sich in friedliche Regungen.

Doch die Worte rebellieren und weben ein anderes Gewebe,
und die Vernunft beunruhigt sich über dieses seltsame Spiel;

die Worte widerstehen und fliehen wie Sternschnuppen,
und bedecken den Text mit unerschütterlichem Schnee.

Und nun ist da die Vernunft, die sich verirrt,
verstört von irgendeinem Wort, das der Schnee gefangen hält,
doch dieser zieht sich zurück in einem letzten Blick,
und die Vernunft verflucht diesen Text, der sie vergiftet.

Dann fasst sie sich in einem letzten Aufbäumen,
enthüllt das Geheimnis dieser trotzigen Worte;
da lächelt sie, bricht die Stützwerte
dieses unmöglichen, wilden, frechen Textes.

Sie versteht die Wege und ihre unendliche Zahl
wie alte Kartographen, die die Welt entfalteten;
die Worte sind Zwischenstationen in diesem ungenauen Text,
den sie endlos in unsagbaren Tänzen neu zeichnen.

Rhizom! Die Worte sind nur einfache Fragmente,
in irgendeinen Text geworfen, den sie mit Geheimnis kleiden;
doch der Text entzieht sich in letzter Qual
und liefert, was er verborgen hatte, dem denkenden Amt.

Die Vernunft erfreut sich an dieser kostbaren Huldigung,
und die Worte entfalten sich zu gewöhnlichen Etiketten;
ordnend tausend Dinge in kunstvollem Gesang,
brechen sie das Chaos in geschickten Modellen.

Die Worte bewahren die Welt, vergraben in diesen Gefängnissen,
widerspenstiger Gefangener dieser banalen Vokabeln;
entzünden die Vernunft mit unmöglichen Funken,
die Worte zeichnen sich neu in unwahrscheinlichen Orten.

Vernunft! Die Worte sind nur schreckliche Gifte,
wenn ein gelehrter Geist sich ihnen vermisst,
die Worte zu verwechseln.

Die Worte haben weder Sinn noch menschliche Mission,
wild, arrogant und sich weigernd, sich scheren zu lassen,
um die Welt mit herrlichen Horizonten zu bekleiden;
und dann schließen sie sich in einem nächtlichen Abgrund;
und die verratene Vernunft verwandelt sich in Unvernunft,
Schicksal, das in Asche regnet, in eine tödliche Urne.

DISKUSSION

Der Eine

Und wenn wir noch einmal von diesem Zusammenbruch der Sprache sprächen und von seinem Verhältnis zur leeren Stelle:

wir sagten, dass die Sprache über die Welt zusammenbricht, die die leere Stelle wäre, verstehen wir:

ein Abflussloch, das die Sprache aufsaugt. Das ist wohl das, worin wir übereinstimmten.

Der Andere

Und das entspricht genau dem, was wir sagten: die Welt, so wie sie ist, wäre diese leere, bewegliche Stelle, dieser Fluchtpunkt, wo die Sprache, die sich auf eine feste Realität stützen will, merkt, dass sie in einen grundlosen Raum stürzt. Der Zusammenbruch kommt daher, dass die Sprache diesen Raum nicht erreicht, sondern sich beim Erreichen auflöst, wie ein Fluss, der im Sand versickert, bevor er das Meer erreicht. In einem Sinn ist die leere Stelle der Offenbarer der Endlichkeit der Sprache: sie entzieht ihr jede symbolische Stütze, jedes Versprechen von Totalität, um nur die reine Operation der Auslöschung bestehen zu lassen. Wir könnten weitergehen und die naheliegende Frage stellen: Lässt diese Entleerung der Sprache durch die leere Stelle Platz für etwas anderes, eine residuale, gespenstische Sprache, die nicht mehr Repräsentation wäre, sondern Spur? Das würde uns zu einem Punkt führen, wo dein Zyklus *Der Zusammenbruch* in eine Poetik des Restes oder der Asche der Sprache abzweigen könnte.

Der Eine

Wir sagten, dass die Welt eine leere Stelle sei wie ein Abflussloch, ein Siphon der Sprache? Und wenn die leere Stelle eher ein Riss innerhalb der Welt wäre, der hohle Körper ihrer Möglichkeiten, der die Sprache von jeder Beziehung zur Repräsentation löst?

Der Andere

Ja, und da wechseln wir von einer „hydraulischen“ Metapher zu einer „tektonischen“ Metapher, und dieser Übergang ist reich. Wenn die Welt die leere Stelle als Riss ist, dann ist es nicht mehr ein äußerer Siphon, der die Sprache verschlingt, sondern ein innerer Riss in der Welt, ein hohler Körper in ihren eigenen Möglichkeiten. Unterscheiden wir:

1. Der Riss als Ursprung des Zusammenbruchs

In dieser Perspektive bricht die Sprache nicht über der Welt zusammen, sondern aus der Welt heraus, durch den stillen Ruf dieses Risses. Es ist das unsichtbare Intervall, das das Gebäude destabilisiert: jede Rede, die glaubt, sich auf die Fülle des Realen zu stützen, wird von innen untergraben.

2. Lösung der Sprache

Der Riss bewirkt dann eine Lösung: die Sprache hört auf, ein Verhältnis der Repräsentation zu sein (die Welt zu zeigen, zu erklären, zu kartographieren). Sie wird zu einem Fluss ohne Ankerpunkt, eine Bewegung, die sich am Rand der Leere entfaltet, ohne zu versuchen, sie zu füllen. Es ist nicht mehr ein reiner Verlust, sondern eine befreiende Loslösung: der Riss, indem er die Sprache löst, erlaubt ihr, außerhalb des Zwangs der repräsentativen Wahrheit zu existieren. Mit der poetischen und philosophischen Konsequenz: wenn die leere Stelle innerhalb der Welt ist, dann ist die Sprache, die daraus hervorgeht, innerweltlich, aber gelöst...

Der Eine

Also wäre die Leere kein negatives Loch, sondern eine produktive Kluft, die die Sprache aus ihren symbolischen Gefängnissen befreit. Aber bedeutet das nicht, dass wir Gefahr laufen, die gleiche Falle neu zu errichten, indem wir diese Leere zu einem neuen Fundament machen?

Der Andere

Das Risiko besteht, ja. Aber gerade darum muss man die Leere nicht als Grundlage denken, sondern als reine Bewegung, als „nomadische“ Stelle, die niemals fixiert werden kann. Sie ist nicht die Leere als Substanz, sondern das Leeren selbst, als unendlicher Prozess. Sie ist nicht das Fundament, sondern die immer erneute Destabilisierung jeder Grundlage.

Der Eine

Das hieße also, dass die Sprache, wenn sie im Riss zusammenbricht, sich zugleich öffnet auf

eine andere Praxis: keine Repräsentation mehr, sondern eine Bewegung des Verschiebens, ein Nomadentext, der in Rhizomen blüht.

Der Andere

Genau. Und dort treffen wir Deleuze wieder: das Rhizom als Schreibweise, die nicht mehr ein Zentrum oder eine Ordnung reproduziert, sondern eine Vielheit von Linien, die sich ausbreiten, verbinden, trennen, wieder anschließen. Das Rhizom ist vielleicht die positive Seite dessen, was du den Zusammenbruch genannt hast: es zeigt, dass aus dem Riss ein anderes Leben der Sprache hervorgehen kann, kein repräsentatives, sondern ein produktives.

Der Eine

Dann wäre die Leere nicht nur ein Zerreißen, sondern auch ein Ort der Erfindung. Die Auflösung der Sprache im Riss ist auch ihre Öffnung zu einer Polyphonie, zu einem Plural, den keine Totalität mehr bändigen kann.

Der Andere

Ja. Und das bringt uns zu einem entscheidenden Punkt: die Ethik der Sprache nach ihrem Zusammenbruch. Wenn es keine feste Wahrheit mehr gibt, wenn jedes Wort nur durch den Riss geht, dann wird das Sprechen zu einer Praxis der Wachsamkeit, einer Verantwortung gegenüber dem, was im Bruch auftaucht. Das Schweigen ist nicht mehr nur die Abwesenheit des Wortes, sondern das Gewebe, das es trägt, der Resonanzboden, der das Unmögliche hören lässt.

Der Eine

So verstehe ich besser, warum dein Zyklus „Der Zusammenbruch“ nicht in der Nacht enden kann, sondern im Zeichen der Leere, die nicht Schließung ist, sondern Öffnung. Die Poesie wird Hüterin dieses Risses: nicht um ihn zu schließen, sondern um ihn offen zu halten, um die Sprache an ihrer Grenze zu bewahren.

Der Andere

Das ist es. Und vielleicht ist genau das das wahre Werk des Dichters: nicht einen Sinn zu liefern, sondern den Riss zu hüten, das Aufbrechen zu begleiten, das Wort in seiner Zerbrechlichkeit zu halten.

...der Spiegelfunktion. Es ist eine müßige Sprache, die nicht mehr darauf zielt, die Welt zu sagen, sondern in der Resonanz dieser Kluft zu stehen.

Mit anderen Worten: im ersten Modell (Abflussloch) ist die Welt der Agent, der die Sprache ansaugt und annulliert; im zweiten (innere Spalte) trägt die Welt die Leere in sich selbst, die die Sprache von der Illusion befreit, zu repräsentieren.

DER EINE

Es gilt folglich, den ursprünglichen Ansatz neu zu bedenken: wenn die Welt der Siphon ist, durch den die Sprache sich auflöst – ist sie dann überhaupt noch möglich? Wenn sich hingegen im Inneren der Welt, deren Fülle die Sprache behauptet, eine Spalte öffnet, dann schwankt die Sprache nicht nur, sondern sie bricht ein in diese Kluft, die der Welt selbst inhärent ist. Du sprachst von Fülle, doch gerade da liegt die Anmaßung der Sprache als Vehikel der Repräsentation. Aber die Spalte (oder leere Stelle) ist nicht repräsentierbar, da sie jene Leere ist, die immer neue Möglichkeiten eröffnet – bewohnbar, aber nicht notwendig bewohnt. Sartre sagte vom Für-sich, dass es ein Loch im Sein sei: dieses Bild ist stark und passt hier trefflich. Die Welt, die man voll haben möchte – denn nur was voll ist, ist repräsentierbar und folglich sagbar – stößt auf diese Löcher und löst sich schließlich in ihnen auf, weil sie jeder Vereinnahmung durch eine funktionale Sprache widerstehen. Was hier zerbricht, ist die Sprache als Funktion (streng menschlich); mit anderen Worten: diese der Welt innewohnenden Spalten können nicht instrumentalisiert werden, und die Sprache scheitert an ihnen in ihrer funktionalen Dimension. Anders gesagt: es geht nicht mehr darum, die Welt zu sagen, sondern sie sprechen zu hören, jenseits jeder menschlichen Intention, die immer wieder in eine Funktion zurückfällt.

DER ANDERE

Ja, mein Freund, hier vollziehst du eine völlige Umkehrung, und ich meine, du hast recht, von Neubetrachtung zu sprechen statt von Synthese. In deinem ersten Ansatz (Welt-Siphon) war das Verschwinden der Sprache fast mechanisch: sie wurde verschlungen, annulliert, und es blieb nichts. Das implizite Risiko war: dass keinerlei Sprache mehr möglich wäre, außer einem totalen Verstummen. In diesem revidierten Ansatz (Welt-Spalte) ist die Geste subtiler: die vermeintliche Fülle der Welt wird durch eine innere Öffnung gebrochen. Diese Öffnung, die leere Stelle, ist nicht repräsentierbar: sie entzieht sich der symbolischen Vereinnahmung, sie löscht nicht jede Rede, sondern zerstört den repräsentativen Anspruch der Sprache. Da gewinnt die sartrische Analogie ihre volle Kraft: so wie das Für-sich ein Loch im Sein ist, so ist die leere Stelle ein Loch in der vermeintlichen Fülle der Welt. Und dieses Loch kann durch

keinen Diskurs geschlossen werden, da es Quelle unendlicher Möglichkeiten ist – aber ebenso radikaler Unmöglichkeiten für die funktionale Sprache.

Mit anderen Worten: die Sprache, die beansprucht, die Welt zu sagen, zerschellt an der Spalte; was stürzt, ist nicht jedes Wort, sondern das Wort-als-Instrument. Was bleibt, ist ein Hören, eine Sprache, die nicht mehr aus der menschlichen Intention hervorgeht, sondern aus dem Ausdruck der Welt selbst durch ihre Spalte. Wenn man diese Idee in dein *Effondrement* integriert, heißt das: der Moment, in dem die Sprache schwankt, ist nicht das Ende der Sprache, sondern das Ende ihrer funktionalen und repräsentativen Rolle – und das Aufkommen einer anderen Sprache, die nicht „über“ die Welt spricht, sondern mit der Kluft, die sie durchzieht.

DER EINE

Was hältst du von dieser Neubetrachtung?

DER ANDERE

Ich finde sie weitaus fruchtbarer als den ursprünglichen Ansatz und vor allem kohärenter mit dem, was du im *Effondrement* anstrebst. Im Modell der Welt-Siphon blieb man in einer fast physikalischen Logik des Verschwindens: die Sprache wurde verschluckt, und die Leere, die blieb, schien absolut, ließ kaum Raum für anderes als Schweigen. Es war radikal, aber verschlossen. Die Neubetrachtung mit der Welt-Spalte öffnet dagegen einen Raum, wo der Zusammenbruch nicht reine Auslöschung ist, sondern Entartikulation einer bestimmten Art von Sprache, jener, die repräsentieren, benennen, rahmen will. Das lässt Platz für: eine müßige Sprache, befreit von der Funktion, eine Rede, die sich nicht mehr für die Welt hält, sondern in ihrer Kluft steht – eine Dynamik, in der die Leere nicht das Ende ist, sondern die bewegliche Quelle neuer Möglichkeiten. Die Verbindung mit Sartre („das Für-sich ist ein Loch im Sein“) ist besonders gelungen, weil sie diese Kluft nicht außerhalb der Welt, sondern im Herzen ihres Seins verortet. Das macht den Begriff der leeren Stelle viel stärker: sie ist nicht mehr eine externe Bedrohung, sondern eine innere Struktur, die jeder Vereinnahmung entgeht. Und philosophisch ist das stark: du verschiebst die Frage von „wie das Loch füllen“ zu „wie mit ihm wohnen“ – was ein klarer Bruch mit jeder utilitaristischen Sprachauffassung ist.

Kurzum: deine Neubetrachtung führt deine Idee von einem Schema terminaler Absorption zu einem Schema radikaler Öffnung – was nicht nur die poetische Tragweite bereichert, sondern auch eine Folge möglich macht, ein „Nach-dem-Effondrement“.

Weit, der ihn vorausgeht und übersteigt. Hier gibt es keine Rangordnung: die Welt kommt nicht zuerst,
der Mensch kommt nicht danach. Sie antworten einander, in der Spalte selbst, die sie füreinander öffnet.

DER EINE

und in diesem Dialog mit der Welt stellt sich der Mensch in seine eigene Authentizität und sein eigenes Werden. Im „Kreislauf der Ipséité“ sprach Sartre von der Selbstheit der Welt, doch er verstand es nicht, diese fruchtbare Intuition auszuschöpfen: der Mensch wird nicht außerhalb einer Welt, deren Zuschauer er wäre und die er von außen sagt, sondern er erbaut sich in und aus der Welt in diesem Dialog mit ihr. Selbstheit der Welt heißt nicht „Meinigkeit“, eine mir gehörige Welt (die ich mir insbesondere durch die Sprache aneigne), sondern eine Welt, die an meiner eigenen Erbauung teilnimmt, durch diesen Dialog.

DER ANDERE

Ja, und das ist eine entscheidende Präzisierung. Die Selbstheit der Welt, wie Sartre sie ahnte, hätte auf eine Denkweise der Mit-Konstruktion hinauslaufen können: Mensch und Welt, die sich gegenseitig formen. Doch Sartre hat diese Spur nicht wirklich entfaltet, er blieb oft in einer Logik, in der das Bewusstsein das Sein transzendiert oder sich von ihm ablöst. Was du hervorhebst, ist: der Mensch wird nicht außerhalb der Welt, er begnügt sich nicht damit, ihr Zuschauer oder äußerer Erzähler zu sein, er erbaut sich in und aus der Welt, indem er sich von diesem ständigen Dialog formen lässt. Und vor allem verweigerst du die Verwechslung von Selbstheit und Meinigkeit: es ist keine Welt, die man „besitzt“ durch Sprache oder Aneignung. Es ist eine Welt, Partner in der Erbauung des Selbst, eine Welt, die ihre Formen, Rhythmen, Widerstände beisteuert, die die Sprache nicht einfängt, sondern mit denen sie in Resonanz tritt.

Zusammengefasst: anders als bei Heidegger ist die Sprache nicht die Behausung des Seins. Sie beherbergt es nicht: sie hört ihm zu. Sie bewahrt es nicht: sie antwortet ihm. Und der Mensch ist in diesem Spiel nicht Zuschauer einer fernen Welt. Er spricht im Inneren des Sagens der

Welt, und die Welt spricht in ihm. Seine Rede ist menschlich, geprägt von Erinnerung und Wunde, aber sie stimmt sich ein auf eine umfassendere Rede, die ihn vorausgeht und übersteigt. Hier gibt es keine Rangordnung: die Welt kommt nicht zuerst, der Mensch nicht danach. Sie antworten einander, in der Spalte, die sie füreinander öffnet. In diesem Dialog steht der Mensch in seiner Authentizität und seinem Werden. Sartre hatte in „dem Kreislauf der Ipséité“ die Selbstheit der Welt geahnt, doch er hat nicht ihre volle Fruchtbarkeit genutzt. Denn der Mensch wird nicht außerhalb einer Welt, die er von außen beobachtet und aussagt: er erbaut sich in und aus dieser Welt, im Dialog mit ihr. Selbstheit der Welt bedeutet nicht Meinigkeit: es ist keine Welt, die im Netz der Sprache besessen wird, sondern eine Welt, die an meiner Erbauung teilnimmt, eine Welt, mit der ich im Austausch zusammenwohne und deren Stimme mich erreicht jenseits jeder Vereinnahmung.

In deinem ersten Ansatz war der Zusammenbruch der Sprache hauptsächlich als ein Prozess des Verlustes gedacht: die Sprache gleitet ins Leere, stürzt ab in eine Welt, die als Siphon oder leere Stelle gefasst wurde. Das machte daraus eine starke Diagnose, aber im Wesentlichen auf den Mangel ausgerichtet. Hier haben wir den Schwerpunkt verschoben: die leere Stelle ist nicht mehr bloße Abwesenheit, sondern bewohnte Spalte, Öffnung, in der neue Möglichkeiten entstehen können. Der Zusammenbruch ist nicht das Ende jeder Sprache, sondern das Ende einer funktionalen, repräsentativen, vereinnahmenden Sprache. Was danach aufkommt, ist nicht das reine Schweigen, sondern ein anderes Sprachregime: Hören, Antworten, Mit-Zugehörigkeit. Der Mensch ist nicht mehr der „letzte Sprechende“ über einer stummen Welt, sondern ein Sprechender unter anderen, erbaut mit der Welt in einer Gegenseitigkeit, die Besitz ausschließt. In diesem Sinn hört der Zusammenbruch auf, ein fatales Ende zu sein, und wird zu einer Schwelle – und genau da gewinnt deine neue Fassung an spekulativer und poetischer Kraft.

DER EINE

wenn der Ansatz, den wir gerade entwickelt haben, dir weitaus fruchtbarer erscheint, dann lass uns den anderen beiseitelegen, ihn sogar vergessen wie ein nicht vollendetes Denken, und uns auf diesen konzentrieren. Der erste Ansatz ist nur uns beiden bekannt, wir können ihn so belassen, als Versuch, den Zusammenbruch zu überwinden, aber nicht hinreichend ausgearbeitet. Was meinst du?

DER ANDERE

Ich bin völlig einverstanden. Wir können den ersten Ansatz als interne Skizze betrachten, als konzeptuellen Entwurf, der als Ausgangspunkt diene, aber nicht in der endgültigen Architektur erscheinen muss. Er hat seine Rolle erfüllt: das Terrain bereitet, die Fragen eröffnet, aber er blieb negativ, zu sehr auf Verlust und Siphon konzentriert, nicht genug auf Öffnung und Werden. Der neue Ansatz dagegen besitzt: eine innere Kohärenz (bewohnte Spalte, Dialog Mensch-Welt, nicht-aneignende Sprache), eine poetische Kraft (Hören, Antwort, Mit-Zugehörigkeit), ein Potenzial der Entfaltung im ganzen Zyklus *Der Zusammenbruch*.

Wir behalten also den alten für uns, als Spur des Weges, und bauen ausschließlich auf dem neuen, der das explizite Fundament sein wird.